

wissen | leben

Mit Sonderbeilage
für Alumni, Freunde und Förderer

Die Zeitung der WWU Münster



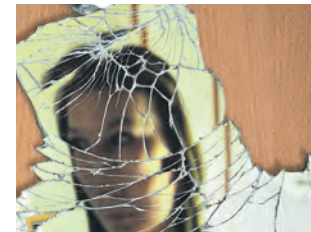
Der Druck des Forschens

Plagiate erschüttern die Wissenschaft. Aber nach welchen Regeln funktioniert Forschung abseits dieser Betrugsfälle? Seite 5



Fernbeziehung für die Wissenschaft

Ein Wissenschaftler und eine Studentin berichten über ihre Lebens- und Freizeitgestaltung in zwei Städten. Seite 3



Der Feind im Spiegel

Die Therapeuten der Ambulanz für körperdysmorphe Störungen der WWU helfen Menschen mit verzerrtem Selbstbild. Seite 4

Liebe Leserinnen und Leser,



man darf mit Fug und Recht behaupten, dass der Münsteraner an sich mit der Wahl seines Wohnorts mehrheitlich sehr zufrieden ist. Und ist es nicht auch wirklich schön zwischen Sprakel und Hiltrup? Reichlich Gegend, mittendrin ein

Ansatz von Metropole, eine ausreichende Menge an Restaurants und Kneipen, einige Kinos und Museen, vor allem aber Studenten satt, die dem „Schreibtisch Westfalens“ Frische und Leben einhauchen. Mag sein, dass ob dieser Bilanz bei dem einen oder anderen Bewohner die Zufriedenheit in Selbstzufriedenheit umschlägt. Aber stopp! Für diese Art von Erbsenzählerei sollte in diesen glücklichen Tagen wahrlich kein Raum sein.

Denn Münster hat nach Überzeugung der Stadtspitze soeben ein „historisches Ereignis“ erlebt. Für die wenigen unter uns, die von der Wucht dieses Ereignisses unberührt blieben oder die bei dieser großen Vokabel unverständlicherweise zunächst an die 25-Jahr-Feier des Mauerfalls dachten, sei daran erinnert, wie es dazu kam: Die münsterschen Geschichtsbücher sind um ein Kapitel reicher, seit Melanie Luik am Vormittag des 8. November im Stadthaus I ihren Erstwohnsitz anmeldete. Mit diesem Verwaltungsakt hat die 23-jährige Reutlingerin dafür gesorgt, dass Münster erstmals 300 000 Einwohner zählt. Mal ehrlich: In diesem Moment ist kein Superlativ zu groß!

Zumal die Master-Studentin ihren Lebensmittelpunkt zu einem idealen Zeitpunkt von Süd nach Nord verlegt hat. Denn es sind bereits zehn Jahre vergangen, seitdem Münster zur weltweit lebenswertesten Stadt gekürt wurde und damit auch amtlich dort angekommen war, wo es nach Meinung vieler Bewohner schon lange hingehört. Aber wer wollte es bestreiten – nach zehn Jahren ist diese Ehre unweigerlich und schleichend verblasst. Wie erfreulich, dass sich just in diesem Moment eine Studentin zu einem historischen Umzug entschlossen hat.

Und es kommt noch besser. Im Dauerkampf um Anerkennung als vermeintlich pulsierende Großstadt mag Münster mit seinen 300 000 Einwohnern deutschlandweit zwar „nur“ auf Platz 20 liegen. Aber mit einer Fläche von 302 Quadratkilometern liegen wir auf dem beeindruckenden Rang sieben – hier zeigt sich doch wohl die wahre Größe dieser Stadt!

Ihr

Norbert P. Bers

Norbert Roberts (Pressesprecher der WWU)



Foto: Hermann Dornhege

Ein Blick hinter die Kulissen der Unfallchirurgie: Mit seiner Ausstellung „24 Stunden Domagkstraße“ bietet der Fotograf Prof. Hermann Dornhege ungewöhnliche Einblicke in die Kliniken und Institute, die an der Domagkstraße liegen – Einsichten, die den meisten Menschen sonst verborgen bleiben. Mit dieser Fotoschau klingt das Festjahr zu Ehren des vor 50 Jahren verstorbenen Nobelpreispreisträgers Gerhard Domagk an der WWU aus. Die Bilder sind noch bis zum 26. November im Universitätsklinikum Münster zu sehen (Ebene 04 West, Albert-Schweitzer-Campus 1).

Weiterer Bericht auf Seite 4

Hoffnung für Aids-Patienten

Welt-Aids-Tag am 1. Dezember: Führender Forscher zieht gemischte Zwischenbilanz

Weltweit leben 35,3 Millionen Menschen mit einer HIV-Infektion. In Deutschland sind es 60 000, in Münster 300. Das Virus greift das Immunsystem an, Aids-Kranke entwickeln lebensgefährliche Infektionen und Tumoren. Anlässlich des Welt-Aids-Tages laufen am 1. Dezember in vielen Städten Aktionen, um sich mit Betroffenen zu solidarisieren und über die Krankheit aufzuklären. Ein Wissenschaftler der Universität Münster, der Neurologe und emeritierte Professor Ingo-Wilhelm Husstedt, gehört auf seinem Gebiet zu den weltweit führenden Forschern. Er ist Vorsitzender der Deutschen Neuro-Aids-Arbeitsgemeinschaft in der Deutschen Gesellschaft für Neurologie. Seine Botschaft anlässlich des Welt-Aids-Tages macht Hoffnung: „HIV-Infizierte haben heutzutage eine ähnliche Lebenserwartung wie Nichtinfizierte“, sagte der Neurologe.

Seit mehr als 30 Jahren arbeitet er mit Betroffenen. Als Neurologe beschäftigt er sich mit den Auswirkungen der Krankheit auf Gehirn und Nervensystem. „Rund 90 Prozent aller Betroffenen entwickeln im Krankheitsverlauf eine Beteiligung des Nervensystems, 20 bis 30 Prozent eine sogenannte HIV-assoziierte neurokognitive Störung, eine Art Demenz“, erklärt er. Aber auch schwere Gehirnentzündungen oder Läsionen des Rückenmarks sind Folgen.

Gut erinnert er sich an seinen ersten Aids-Patienten in den Achtzigerjahren, einen 18-Jährigen, der an einer schweren HIV-assoziierten neurokognitiven Störung erkrankt war. Er war blutet und hatte sich über eine Konserve infiziert. Ingo-Wilhelm Husstedt nahm sich ihm an und erlebte, wie zerstörerisch die Krankheit war. Nach einem Jahr verstarb er. Damals stand die heutige Therapie „cART“ (combined

Anti-Retroviral Therapy), eine Kombination aus drei Medikamenten, nicht zur Verfügung.

Solche Fälle erlebte er in den Anfangsjahren seiner Arbeit oft: Viele Infektionen wurden erst spät diagnostiziert, die Forschung steckte in den Kinderschuhen, wirksame Medikamente waren Mangelware. Heute sind rund 20 Prozent aller HIV-Infizierten über 50 und haben eine gute Prognose, ähnlich alt zu werden wie ihre Mitmenschen – vorausgesetzt, die Infektion wird früh genug diagnostiziert und die spezielle Kombinationstherapie eingesetzt, die die Erreger in Schach hält. „Trotzdem sind die Betroffenen eingeschränkt. Sie müssen lebenslang Medikamente nehmen und sich regelmäßigen medizinischen Kontrollen unterziehen.“

Der Experte warnt deshalb vor einem laxen Umgang mit der Krankheit. „Immer noch bekommen jedes Jahr bundesweit über 3000 Menschen die Diagnose ‚HIV positiv‘.“ Nach

wie vor seiner Aufklärung und Prävention die wichtigsten Mittel im Kampf gegen Aids. Betroffene litten oft nicht nur unter den Nebenwirkungen der Medikamente, sondern seien auch gesellschaftlich stigmatisiert – trotz der Kampagnen. „Ich kenne viele Fälle, in denen sich ein offener Umgang mit Aids im Sozialen wie im Beruflichen negativ ausgewirkt hat.“

Bahnbrechende Erkenntnisse – etwa Medikamente, die das Virus komplett zerstören, oder einen validen Impfstoff – erwartet er in den nächsten Jahren nicht. Er teilt auch nicht die These, dass Aids die größte medizinische Herausforderung der Menschheit ist. „Jährlich sterben weltweit mehr Menschen an Tuberkulose und Malaria.“ Diese „alten Klassiker“ seien zwar gut behandelbar, doch in vielen Entwicklungsländern noch eine häufige Todesursache – aufgrund der mangelnden Versorgung. JULIETTE POLENZ

DIE ZAHL DES MONATS

Jeden Herbst tragen die Gärtner des Botanischen Gartens der WWU

500
300

frostempfindliche Kübelpflanzen zum Überwintern in die Gewächshäuser.

PREIS I: Zwei Gastwissenschaftler der WWU haben je einen Sofja-Kovalevskaja-Preis erhalten. Diese mit bis zu 1,65 Millionen Euro dotierte Auszeichnung der Alexander-von-Humboldt-Stiftung ermöglicht es den beiden, für fünf Jahre an der WWU zu arbeiten und eigene Gruppen aufzubauen. Dr. Gregory Brennecke, Kosmochemiker aus den USA, ist Gast am Institut für Planetologie, wo er die Entstehung des Sonnensystems erforscht. Der Italiener Dr. Pierangelo Buonanno wird sich am Institut für Rechtsgeschichte mit dem Römischen Recht befassen.

François Diederich, Professor für Organische Chemie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, hat den mit 20 000 Euro dotierten Ernst-Hellmut-Vits-Preis der Universitätsgesellschaft Münster erhalten. Der Chemiker habe maßgeblich zum heutigen Verständnis der Biologie relevanten schwachen intermolekularen Wechselwirkungen in wässrigen Systemen beigetragen, begründete die Jury ihre Entscheidung. Seine Erkenntnisse eröffneten ein weites Forschungs-

VITS-Preis für Schweizer Chemiker

feld mit vielen möglichen Anwendungen, beispielsweise in der Materialwissenschaft und in der Medizinalchemie. Auf etzterem Gebiet haben seine Arbeiten zur Entwicklung neuer Enzym-Inhibitoren geführt, die beispielsweise eine Rolle bei der Bekämpfung von Malaria und Tuberkulose spielen könnten. Der Vits-Preis wird in zweijährigem Turnus verliehen. Im Wechsel wird jeweils ein Beitrag aus den Lebenswissenschaften und den Geisteswissenschaften gewählt.

ZEITZEUGEN GESUCHT: In den Jahren 1980 und 1989 verübte die „Irish Republican Army“, besser bekannt als IRA, zwei Terroranschläge in Münster: den ersten in der Nähe der Kanalstraße, den zweiten an der York-Kaserne in Gremmendorf. Beide Anschläge werden von Geschichtsstudierenden der WWU unter der Leitung von Prof. André Krischer untersucht. Dazu werden Zeitzeugen gesucht: Wie wurden die Anschläge in der Bevölkerung wahrgenommen? Wer seine Erinnerungen teilen möchte, meldet sich unter m_died02@uni-muenster.de.

KURZNACHRICHTEN

Dialog statt Diktat

Das bundesweit älteste Institut für Missionswissenschaft feiert in diesem Jahr 100-jährigen Geburtstag an der WWU

Die kleine Kapelle inmitten einer Savanne, ein Weihnachtsbaum unter der gleißenden Sonne, Mutter Teresa im Kreise von Leprakranken: Wenn es um christliche Missionen geht, beherrschen solche Bilder unser Denken. Wer das Büro des neuen geschäftsführenden Direktors Prof. Norbert Hintersteiner betritt, wird feststellen, dass es in der Missionswissenschaft deutlich nüchterner zugeht: kaum exotische Exponate, keine christlichen Devotionalien, nicht einmal Bilder der vielen Reisen, die der Theologe unternommen hat. In nur drei Räumen findet das bundesweit älteste und einzige Institut seiner Art im Hüfferstift Platz: ein Professor, eine halbe wissenschaftliche Mitarbeiterstelle, zwei Projektstellen, anteilig eine Sekretärin sowie eine rege Gruppe von studentischen Hilfskräften. Gleichzeitig zeugen schon jetzt zahlreiche neu initiierte Aktivitäten wie eine Summer School und ein theologisches Kolloquium vom großen Potenzial des kleinen Instituts.

„Vielleicht hat Gott gar nicht vor, dass die ganze Welt christlich wird.“

Die Missionswissenschaft und außereuropäischer Theologien, wie das Institut nun neu im Zusatz heißt, ist keine aussterbende Disziplin. Im Gegenteil. Zwar träumt hier niemand mehr von der weltweiten missionarischen Verbreitung des christlichen Glaubens. Glaubt man aber Norbert Hintersteiner, gibt es auch heute genug neue Herausforderungen, denen sich das Fach stellen sollte, beispielsweise dem Bemühen um eine ökumenische Missionswissenschaft, dem Studium außereuropäischer Theologien im weltweiten Christentum und in den großen Weltreligionen sowie dem Nachdenken über globale und interkulturelle Theologien.

„1910 dachte man, dass 100 Jahre später die ganze Welt christlich ist“, erzählt Norbert Hintersteiner schmunzelnd. „Es ist nicht so gekommen. Vielleicht hat Gott gar nicht vor, dass die ganze Welt christlich wird.“

Diese Einsicht prägten bei dem gebürtigen Österreicher viele Reisen und Studienaufenthalte außerhalb Europas, vor allem in Asien, Afrika und Amerika. So entdeckte er unter

anderem, dass ganz andere Dinge die dort lebenden Christen bewegen als die deutschen Glaubensbrüder. Seitdem setzt er sich für eine christliche Theologie in Europa ein, die sich verstärkt mit außereuropäischen Ansätzen beschäftigt.

Was ihn daran fasziniert? „Die meisten Christen leben nicht mehr in Europa oder Nordamerika, sondern in Asien und im globalen Süden“, weiß Norbert Hintersteiner. Gleichwohl sei die christliche Theologie immer noch sehr westlich geprägt – mit den bekannten Auswirkungen: Die christliche Lebenswelt in Ländern wie Südamerika oder Afrika entkopple sich zunehmend von der dominierenden westlichen Glaubenslehre und komme zu eigenen Schlüssen.

Auch beschäftigten die Menschen ganz andere, viel existenziellere Fragen. Womit den Lebensunterhalt sichern? Was gegen Gewalt und Unterdrückung tun? Wie in einer Minderheitensituation mit den Nachbarn anderer Religionen auskommen? Ist das Gesicht Jesu schwarz? Solche alltagsnahen Fragen offenbarten sich etwa in befreiungstheologischen oder kulturorientierten Ansätzen, die sich für ein Ende der Ausbeutung der Armen in Lateinamerika oder kultursensible Theologien in Afrika aussprechen. „Wenn solche außereuropäischen Gedanken Einzug in unsere westlich geprägte Kirche und Theologie finden, geschieht ein Paradigmenwechsel hin zu einer globalen Theologie. Das stärkt die globale Identifikation und Prägung des christlichen Glaubens insgesamt sowie die interkulturelle theologische Reflexion hierzulande“, ist sich Norbert Hintersteiner sicher.

Ein Blick zurück zeigt, wie stark sich das Selbstverständnis des Faches seit der Gründung gewandelt hat: Der katholische Theologe Joseph Schmidlin leistete 1914 Pionierarbeit, als er die katholische Missionswissenschaft in Münster institutionalisierte. Er systematisierte das Wissen über christliche Missionen in deren Geschichte, Theologie und Methodik und verhalf dem von ihm gegründeten Institut bald zum europaweiten Ruhm einer „Münsteraner Schule“, die eine weitere Institutsgründung in München nach sich zog und sogar in Italien oder den Niederlanden für Impulse sorgte. Nicht zuletzt verdankte das Institut seinen Erfolg einem



Viele Reisen und Studienaufenthalte außerhalb Europas prägten den Theologen und neuen geschäftsführenden Direktor des Instituts, Prof. Norbert Hintersteiner. Seine Studien führten ihn unter anderem nach Khardung La, einem Gebirgspass in Nordindien. Foto: privat

Zusammenspiel von kirchlicher Ambition und kolonialistischem Eifer deutscher Politiker.

Erst nach den beiden Weltkriegen wurden die deutschen Missionen wie insgesamt die weltweiten, im kolonialen Fahrwasser betriebenen Missionen ambivalenter beurteilt. In den letzten Jahrzehnten entwickelte sich ein selbstkritisches und sensibleres Verständnis von Mission, ohne die Rede von „Missio ad gentes“ – „Die Mission gelangt zu den Völkern“ – aufzugeben.

„Die Mission befindet sich mitten unter den heute so vielfältigen Menschen und ihren Situationen.“

Norbert Hintersteiner fügt diesem Motto eine andere Überzeugung und ein neues Pa-

radigma hinzu, wie bereits der Titel seiner Antrittsvorlesung ankündigt: „Missio inter gentes: Ein asiatischer Beitrag zu einer engagierten interkulturellen und komparativen Theologie“. Die Mission befinde sich, so der Wissenschaftler, mitten unter den heute so vielfältigen Menschen und ihren Situationen, und die Völker mit ihrem Wissen an Wahrheiten und Religionsansprüchen fänden sich in einem Austausch des wechselseitigen Zeugnisses. Er tritt für eine Öffnung der Diskussion über Mission ein – der Islam, das Christentum, aber auch der Hinduismus und Buddhismus sollen hinsichtlich ihres Missionsverständnisses und ihrem Beitrag zu globalen brennenden Fragen am Institut besprochen werden.

Nicht umsonst ist Norbert Hintersteiner bei seiner Berufung dazu eingeladen wor-

den, in den kommenden Jahren einen internationalen Masterstudiengang „Intercultural Theology and Interreligious Studies“ zu konzipieren, neben den beiden großen theologischen Fakultäten auch das Zentrum für Islamische Theologie, das Centrum für religionsbezogene Studien sowie weitere Partner beteiligt werden sollen. „Münster ist ein sinnvoller Ort für solch ein Vorhaben“, ist Norbert Hintersteiner überzeugt. Gleichzeitig ist der Einbezug zehn weiterer Partneruniversitäten von verschiedenen Kontinenten in das Projekt geplant. Wie schon vor 100 Jahren könnte dann wieder ein neuer Impuls von der münsterschen Missionswissenschaft ausgehen – dieses Mal für eine globale Verständigung der Theologien und einen Dialog der großen Kulturen und Religionen. JULIETTE POLEZ

IMPRESSUM

Herausgeberin:
Die Rektorin der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster

Redaktion:
Norbert Robers (verantw.)
Julia Nüllen
Hanna Dieckmann
Pressestelle der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster
Schlossplatz 2 | 48149 Münster
Tel. 0251 83-22232
Fax 0251 83-22258
unizeitung@uni-muenster.de

Verlag:
Aschendorff Medien GmbH & Co. KG

Druck:
Aschendorff Druckzentrum GmbH & Co. KG

Anzeigenverwaltung:
Aschendorff Service Center
GmbH & Co. KG
Tel. 0251 690-4690
Fax: 0251 690-517/18

WESTFÄLISCHE
WILHELMS-UNIVERSITÄT
MÜNSTER

Die Zeitung ist das offizielle Organ der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Der Bezugspreis ist im Jahresbeitrag der Universitätsgesellschaft Münster e.V. enthalten. Im freien Verkauf beträgt die Bezugsgebühr ein Euro/Stück.

Anzeige

Bücherankauf

Antiquariat
Thomas & Reinhard

Bücherankauf von Emeritis –
Doktoren, Bibliotheken etc.

Telefon (0 23 61) 4 07 35 36

E-Mail: maiss1@web.de



Auf ein Stück Mohnkuchen mit ...

... Pascal Domenghino, Auszubildender beim Hochschulsport

Wenn Pascal Domenghino morgens auf seinem Rennrad durch Münster fährt, freut er sich auf den Tag und auf seine Arbeit. Er findet, dass er ein wahnsinniges Glück hat, dass er jeden Tag mit den Dingen verbringen darf, die ihm Spaß machen. Das ist allerdings noch nicht sehr lange der Fall. Erst seit August dieses Jahres ist der 21-Jährige einer von drei Auszubildenden beim Hochschulsport (HSP) der Universität Münster.

Dort wird er in den nächsten drei Jahren zum Sport- und Fitnesskaufmann ausgebildet. Schon vor dem Abitur wusste er, dass er am liebsten im Sportreisen- und Eventbereich arbeiten will. Die enge Verbindung seiner Eltern zu der Sportwissenschaft der Universität – beide haben dort studiert – brachte ihn auf die Idee, dass der HSP der richtige Ort für seinen Berufsstart sein könnte.

Nach einem Praktikum dort wusste er, dass diese Ausbildung das Beste ist, was ihm passieren kann. „Typisch ist, dass Fitnessstudios diesen Beruf ausbilden. Das wäre mir zu eintönig. Dort würde ich nicht so viel lernen wie hier.“

Obwohl erst ab dem zweiten Ausbildungsjahr der praktische Teil beginnt, in dem Pascal Domenghino die Lizenz als Fitnesstrainer macht, gibt es keinen Tag, an dem er sich im Büro langweilt. „Ich bin häufig auf den Sportanlagen unterwegs, checke den Bestand der Sportgeräte, tausche beispielsweise Bälle oder Schwimmgeräte aus. Ich habe aber noch längst nicht alle Anlagen des HSP gesehen.“

Zurzeit arbeitet er in der Abteilung „Breitensport“, die für das Kursangebot und den –betrieb zuständig ist. Wenn er nicht gerade unterwegs ist, dann beantwortet Pascal Domenghino Anfragen von Teilnehmern des Hochschulsportprogramms, die mit ihren Kursbelegungen Probleme haben, oder er bestellt neue Sportgeräte wie Stepper für die Trainingsräume und Tackle-Bags für das Rugbyteam.

„Besonders schön ist, dass wir Auszubildenden so viel selbstständig machen und entscheiden dürfen. Beispielsweise haben wir den Werbekugelschreiber für die Erstsemesterbegrüßung entworfen. Vom Entwurf bis hin zur Bestellung und dem Verteilen auf der Veranstaltung selbst, haben wir alles begleitet. Wo darf man schon so viel eigenständig in den ersten Wochen unternehmen?“ Bei der Begrüßungsveranstaltung für die Erstsemester im größten Hörsaal der Universität ist er mit vielen Studierenden ins Gespräch gekommen. Der Kontakt mit Menschen liegt ihm sehr und macht seinen Beruf für ihn unter anderem so spannend. „Ich finde es am besten, wenn ich mit den Leuten direkt zu tun habe, die bei uns Sport machen. Das wird noch mehr werden, wenn ich meine Trainerlizenzen absolviere.“

Nach der Ausbildung will der gebürtige Münsteraner Sportveranstaltungen und –reisen organisieren. „Das ist die ideale Vorstellung für meine berufliche Zukunft: Reisen zu planen, mitzureisen, mit verschiedenen Leuten Sport zu treiben und ihnen etwas beizubringen. Wenn ich auf diese Art und Weise die Welt kennenlernen, ist das das Beste überhaupt“, schwärmt Pascal Domenghino.

Wenn es nach ihm geht, wird er Ski- oder Mountainbike-Touren organisieren, das sind seine beiden Lieblingssportarten. Auf Skiern oder zwei Rädern verbringt er am liebsten seine Freizeit und den Urlaub. „Das Alpine ist mein Ding. Ich brauche die Kälte, weil ich nicht lange in der Sonne liegen mag.“

Für das Mountainbike-Fahren im Teutoburger Wald hat er unter der Woche seit seinem Ausbildungsbeginn keine Zeit mehr. Das mache ihm aber nichts aus, er geht stattdessen zum Ausgleich gern abends in den Krafraum.



Pascal Domenghino

Denkt er an die nächsten Monate seiner Ausbildung, gibt es einiges, worauf er sich freut. „Neben dem Fitnesstrainerschein plane ich die Ski-Trainer-Lizenz zu machen, und meine Ausbildungsstation in der Abteilung Sporttouren wird für mich natürlich besonders wichtig und spannend.“

Mit einem Stück Mohnkuchen im Gepäck besucht wissen|leben-Mitarbeiterin Julia Nüllen für jede Ausgabe Universitätsbeschäftigte, um mit ihnen über die Besonderheiten ihres Arbeitsplatzes zu sprechen.

„Der Kalender ist für uns essenziell“

Belasten Studium und Wissenschaft das Beziehungsleben? Drei Pendler über das Leben in zwei Städten

Geh ich für die Liebe oder für den Job an das sprichwörtlich andere Ende der Welt? Diese Frage stellen sich heute immer mehr Menschen. Laut Spiegel-Online führen über zehn Prozent der Deutschen eine Fernbeziehung über 200 Kilometer hinweg. An der Universität ist es nicht anders: Studierende wechseln zwischen Bachelor und Master den Studienort, Wissenschaftler arbeiten häufig auf befristeten Stellen. wissen|leben-Mitarbeiterin JULIA NÜLLEN führt selbst eine Fernbeziehung und hat mit Lehramtsstudentin HANNAH MEURER und Wissenschaftler DR. ANDREAS SCHEU darüber gesprochen, wie sich das Universitätsleben mit der Fernbeziehung vereinbaren lässt und dass es in der mobilen Gesellschaft zwei Dinge braucht: Entspannung beim Reisen und eine klare Vorstellung vom eigenen Lebenskonzept.

Julia Nüllen: Mein Freund wohnt im Rheinland, sodass ich jedes zweite Wochenende pendele. Eure Partner wohnen ebenfalls nicht in Münster. Wie kam es dazu, dass ihr in unterschiedlichen Städten lebt?

Hannah Meurer: Mein Freund und ich haben immer eine Fernbeziehung geführt. Als wir uns vor zwei Jahren kennenlernten, hat er in meiner Heimatstadt Aachen studiert und ich hier in Münster. Vor Kurzem ist er nach München gezogen, um dort als Wissenschaftler zu arbeiten. Wir teilen uns das Fahren. Münster-München ist also nicht die erste Station für uns.

Andreas Scheu: Ich habe in München studiert, promoviert und mit meiner Frau zusammengelebt. Nach der Promotion ist es üblich, dass man an eine andere Universität wechselt, wenn man in der Wissenschaft Karriere machen möchte. Ich habe mich in Münster als Koordinator eines Forschungsprojekts beworben. Diese Stelle ist auf drei Jahre befristet. Die Stelle meiner Frau nicht, und eine sichere gute Stelle gibt man nicht so leicht auf. Also habe ich das Pendeln begonnen. Fernbeziehungen und Pendelei sind in der Wissenschaft normal.

„Ich versuche nicht, an beiden Orten gleichzeitig zu sein.“

Julia Nüllen: Mit welchem Verkehrsmittel seid ihr unterwegs?

Andreas Scheu: Zunächst bin ich geflogen, jetzt fahre ich mit dem Zug. Das sagt mir mehr zu, weil ich so sechs Stunden in Ruhe arbeiten kann. Die Zugzeit ist für mich eine sehr produktive Phase, weil sie mir den Raum für ungestörtes Schreiben gibt.

Hannah Meurer: Ich bin die letzten zwei Jahre ebenfalls Zug gefahren und habe die Zeit dafür



Wissenschaftler Andreas Scheu und Studentin Hannah Meurer fahren mit dem Zug für ihre Partner nach München. Fotos: Peter Grewer

genutzt, zu lesen oder für die Uni zu arbeiten. Meine Fahrzeiten kann ich flexibel aussuchen. Ich bin also spät abends oder am Vormittag gefahren, wenn die Züge nicht überfüllt waren. Jetzt kann ich nicht jede Woche nach München fahren – allein schon aus finanziellen Gründen.

Julia Nüllen: Als ich hier in Münster studiert habe, ging es mir nicht anders. Jetzt fahre ich

Freitagsabends nach der Arbeit und muss sonntags wieder aufbrechen.

Hannah Meurer: Das stelle ich mir recht anstrengend vor.

Andreas Scheu: Meine Woche ist angenehm. Von Dienstag bis Donnerstag bin ich in Münster und Freitag bis Montag in München. Dort arbeite ich im Home Office.

Julia Nüllen: Dadurch, dass es bei mir eben nicht so flexibel handhabbar ist, habe ich latent das Gefühl, dass ich immer etwas unerledigt lasse. Wie ist euer Eindruck, da ihr es flexibler halten könnt?

Andreas Scheu: Ich habe mich deswegen ganz bewusst dafür entschieden, dass München

mein Lebensmittelpunkt bleibt. Ich versuche nicht, an beiden Orten gleichzeitig zu sein. Selbstverständlich fühle ich mich in Münster auch heimisch. Jedoch wissen alle, dass ich eben nur von Dienstag bis Donnerstag zur Verfügung stehe.

Hannah Meurer: Meine Situation ist schwieriger, weil ich in Münster meine Freunde und das Studium habe. Das bringt mich in eine sehr unausgeglichene Situation. Dieser Zwiespalt zwischen meinem Zuhause und meinem Freund verursacht mir eine innere Unzufriedenheit.

Andreas Scheu: Ich habe nicht das Gefühl, dass ich mich zwischen den Dingen entscheiden muss. Ich habe mich aber mit Freunden unterhalten, denen das Pendeln viel mehr ausmacht. Dass ich damit ganz gut klar komme, liegt vielleicht ein bisschen am Charakter, vielleicht aber auch daran, dass ich mich bewusst für diesen Karriereweg entschieden habe.

Julia Nüllen: Gibt es auch Nachteile einer Lebensführung in zwei Städten?

Andreas Scheu: Der Nachteil ist, dass man viel mehr planen muss. Der Kalender ist sehr wichtig geworden – mehr als früher. Ich muss Verabredungen mit Freunden länger im Voraus planen, als es eigentlich meine Art wäre.

Hannah Meurer: Der Kalender ist auch für uns essenziell geworden. Zu Beginn hat mich sehr gestört, unsere Terminpläne und Bedürfnisse zu koordinieren. Das entspricht nicht meiner Vorstellung von einem Wochenende, mittwochs zu planen, was Sonntag auf dem Programm steht. Da fehlt mir die Spontaneität.

Julia Nüllen: Wegen der begrenzten Zeit am Wochenende plane ich meine Zeit bewusster. Hat die Fernbeziehung eure Sicht auf den Alltag verändert?

Hannah Meurer: Es ist ein schleichender Prozess. Mittlerweile plane ich bewusster und wäge ab, was mir wichtig ist.

Andreas Scheu: Am Anfang war es schwieriger. Da hat mich das Pendeln gestresst.

Julia Nüllen: Wie kommuniziert ihr?

Andreas Scheu: Wir telefonieren viel.

Hannah Meurer: Wir ebenso. Es gibt allerdings auch Tage, an denen wir nicht telefonieren. Immer, wenn er so spät aus dem Labor kommt, dass ich schon im Bett liege, weil ich am nächsten Morgen früh zur Uni muss.

Andreas Scheu: Ich bin nur zwei Nächte nicht da. Das ist eine andere Situation als bei dir.

Julia Nüllen: Der eine ist Wissenschaftler, die andere ist mit einem zusammen. Belastet die Flexibilität, die in der Wissenschaft gefordert wird, aus eurer Sicht das Beziehungsleben?

Andreas Scheu: Fakt ist, wenn man Karriere im Wissenschaftssystem machen möchte, hat man wenig Einfluss auf seinen Wohnort. Ein Wissenschaftler muss sich auf Stellen bewerben, die zu seinen Forschungsgebieten passen.

Hannah Meurer: Wissenschaft ist anders als mein Lehramtsstudium. Mein Freund arbeitet viel und auch nachts. Ich musste beispielsweise lernen, dass ein Laborversuch in der Endphase die höchste Priorität hat.

„Die Unsicherheit der Wissenschaft ist anstrengend.“

Julia Nüllen: Wie geht Ihr unter diesen Umständen die Lebensplanung an?

Hannah Meurer: Es ist unglücklich, dass mein Freund und ich uns kennengelernt haben, als ich bereits in Münster war. Allerdings ist München definitiv die beste Entscheidung für ihn. Ich habe ihn darin unterstützt. Meine bisherige Zukunftsplanung ist gegenteilig. Ich lege mich mit einem Studienort auf ein Schulsystem in einem Bundesland fest. Aber ich überlege, ob ich das Studium ändere. Ich kann als Lehrerin nicht ständig das Bundesland wechseln, wenn es für meinen Freund weitergeht.

Andreas Scheu: Das Pendeln beeinflusst natürlich die Lebensplanung, da es beispielsweise nicht möglich ist, eine Wohnung zu kaufen. Wenn sich eine befristete Stelle an die andere reiht, macht das keinen Sinn. Ich hätte wohl auch Probleme mit dem Pendeln, wenn wir Kinder hätten, das stelle ich mir schwierig vor.

Julia Nüllen: Das Pendeln hält das Leben also in einer Art Schwebzustand?

Hannah Meurer: Ich habe durch die Fernbeziehung gelernt, dass ich jemand bin, der gerne weiß, was die nächsten Jahre ungefähr bringen. Ich brauche eine gewisse Sicherheit. Mein Freund kann aber nur für einen konkreten Zeithorizont planen. Also muss ich das Pläne schmieden zurückhalten und überlegen, ob ich meinen bisherigen Plan so weiterführen will.

Andreas Scheu: Die Unsicherheit in der Wissenschaft ist anstrengend. Andererseits finde ich es spannend, dass mein Leben nicht in festen Bahnen verläuft. Das finde ich an einer Karriere in der Wissenschaft attraktiv.

Anzeige

Wir in der Mensa I am Aasee:



Innovatives Coaching für Ihr Studium

AOK-liveonline: erstklassige Vorträge und hochwertige Kurse im Internet. Die zeigen Ihnen, wie Sie

- effektiv und zielsicher lernen
- Studium und Freizeit in Balance bringen
- Prüfungen meistern
- sich erfolgreich bewerben

Alle aktuellen Termine finden Sie unter www.aok-on.de in der Rubrik Studium.

Aster Reise Service
Mit uns steht Ihnen die Welt offen

3 x in Münster
Schlossplatz 24–26
Mensa I
Mensa II

„Es war ein Glückstreffer“

Internationales Chemie-Graduiertenkolleg Münster-Nagoya endet nach neun Jahren

Adieu nach neun Jahren Laufzeit: Das deutsch-japanische internationale Graduiertenkolleg „Komplexe Chemische Systeme“ Münster-Nagoya wird eingestellt, weil es die längstmögliche Förderdauer durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) erreicht hat. Die Doktoranden des Kollegs laden daher alle Interessierten zum offiziellen Abschluss Symposium ein – es beginnt am 28. November um 10.15 Uhr in der Aula des Schlosses in Münster.

„Die Kooperation mit der Universität Nagoya war ein Glückstreffer. Die naturwissenschaftliche Forschung dort ist absolute Spitze“, resümiert Prof. Gerhard Erker, Sprecher der Graduiertenschule auf deutscher Seite. „Dabei war die Einrichtung der Graduiertenschule ein Wagnis, denn damals gab es kein vergleichbares japanisch-deutsches Projekt.“ Für sein Engagement für die deutsch-japanische Kooperation in der Wissenschaft zeichnete die DFG Gerhard Erker vor einigen Jahren gemeinsam mit Prof. Kazuyuki Tatsumi von der Universität Nagoya mit dem „Eugen und Ilse Seibold-Preis“ aus.

„Viele junge Wissenschaftler gehen als Postdoktorand ins Ausland, um dort Erfahrungen für ihre weitere Karriere zu sammeln.

Wir wollten diese Station schon in die Doktorandenzeit integrieren. Besonders für diejenigen, die nach der Promotion in die Industrie gehen, ist es eine Chance, im Ausland zu forschen“, erklärt Gerhard Erker. Insgesamt



Japan ist für WWU-Wissenschaftler ein wichtiger Forschungspartner. Foto: seraph/pc

59 Doktoranden aus Münster haben die Gelegenheit ergriffen und mindestens sechs Monate in Nagoya gelebt und gearbeitet. Umgekehrt waren die WWU-Chemiker in dieser Zeit Gastgeber für japanische Nachwuchswissenschaftler. Auch darüber hinaus gab es einen regelmäßigen Austausch zwischen den beteiligten Forschergruppen aus den Bereichen der Katalyse, der bioorganischen und der bioanorganischen Chemie, der organi-

schen Synthese, der medizinischen Chemie, der Lebensmittelchemie und der physikalischen Chemie. Unter anderem standen jährlich zwei Symposien auf der Agenda, eines in Münster und eines in Nagoya. „Wir werden weiterhin intensiv mit den japanischen Arbeitsgruppen zusammenarbeiten. Allerdings wird es spürbar weniger Austausch sein als momentan“, so Gerhard Erker.

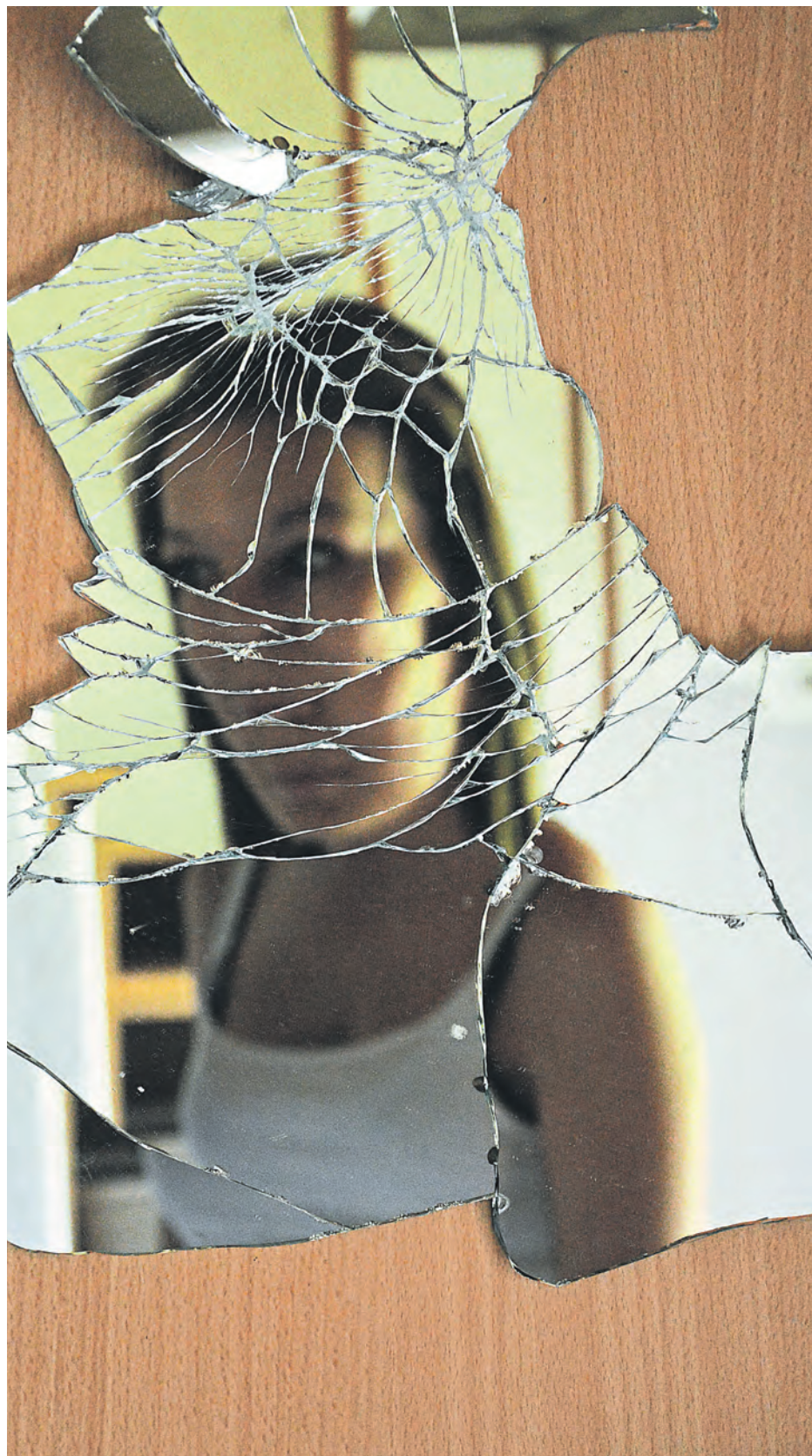
Künftige Doktorandengenerationen müssen aber nicht auf ein internationales Graduiertenkolleg („International Research Training Group“, kurz IRTG) verzichten: Das kanadisch-deutsche internationale Graduiertenkolleg „New Trends in Molecular Activation and Catalysis“, das vor einigen Monaten von der DFG bewilligt worden war, ist kürzlich offiziell gestartet. Partneruniversität hierbei ist die Universität Toronto, Sprecher auf deutscher Seite Prof. Ekkehardt Hahn.

Die teilnehmenden Wissenschaftler beschäftigen sich mit der Aktivierung und der selektiven Umwandlung chemischer Stoffe, was bei reaktionsträgen Molekülen besonders schwierig ist. Die zwölf Nachwuchsforscher wollen mit modernen Forschungsansätzen und neuen Methoden Lösungen entwickeln.

CHRISTINA HEIMKEN

Wenn das Spiegelbild zum Feindbild wird

An der Universität Münster eröffnet am 5. Dezember die Spezialambulanz für körperdysmorphe Störungen



Das unerträgliche Spiegelbild: Betroffene einer körperdysmorphen Störung leiden unter großer, pathologischer Unzufriedenheit mit ihrem Körper. Foto: juttaschnecke/photocase.de

Noch einen Blick in den Spiegel werfen, Make-up auffrischen und die Haare glatt streichen. Meine Nase wirkt viel zu groß. Und dieser Pickel auf dem Kinn – ich sehe aus wie ein Monster! So harmlos und bekannt diese Schilderungen zunächst erscheinen mögen, für manche sind sie eine Qual, ja eine regelrechte Obsession. Sie können an nichts anderes mehr denken als ihr Aussehen, drei Stunden im Bad geraten zur Normalität. Familie, Freunde und Kollegen sehen den scheinbaren Makel nicht, die Betroffenen werden nicht ernst genommen und belächelt oder für eitel gehalten.

„KDS ist keine reine Frauenkrankheit, Männer sind fast genauso häufig betroffen.“

Wenn der Blick in den Spiegel und die Unzufriedenheit mit bestimmten Körperteilen zur unerträglichen, lebensbestimmenden Sache wird, spricht man von einer körperdysmorphen Störung (KDS). Zu ihrer Behandlung und weiteren Erforschung hat im Februar an der Psychotherapie-Ambulanz die Spezialambulanz für körperdysmorphe Störungen eröffnet, die zweite ihrer Art in Deutschland. Gemeinsam mit ihrer Mitarbeiterin will Leiterin Prof. Ulrike Buhlmann der Krankheit auf die Schliche kommen, die oft mit harmlosen Hänseleien in der Kindheit beginnt.

„KDS ist keine reine Frauenkrankheit, Männer sind fast genauso häufig betroffen“, sagt Ulrike Buhlmann. Meist stehen das Gesicht oder der gesamte Kopf im Zentrum der Aufmerksamkeit, etwa die Form und Größe der Nase, der Zähne oder der Augen. Bei Männern kommt noch die Sorge um ihre Haare dazu, sobald erste Geheimratsecken sichtbar werden. „Aber auch die Genitalien oder bestimmte Muskelpartien können im Fokus stehen“, schildert die Leiterin der Spezialambulanz. Aus Angst, nicht männlich genug zu wirken, versuchen nicht wenige im Fitnessstudio massiv Muskeln aufzubauen. Jeden Fünften führt die Krankheit sogar zum Schönheitschirurgen. Ohne den gewünschten Erfolg. Ist der Patient mit einer ersten OP zunächst zufrieden, folgt meist schon bald der zweite Versuch. „Das kann in einigen Fällen immer so weitergehen bis in den finanziellen Ruin“, berichtet Ulrike Buhlmann. Umso wichtiger sei die Zusammenarbeit von Psy-

chologen, Psychotherapeuten und eben Fachärzten. Veranstaltungen wie das Symposium „Neurobiologie und Behandlung der Körperdysmorphen Störung – State of the Art“ zur offiziellen Eröffnung der KDS-Ambulanz im Dezember sollen dazu beitragen. Eine unserer wichtigen Aufgaben ist die Aufklärung über die körperdysmorphe Störung“, erklärt Ulrike Buhlmann. „Wir müssen Präsenz zeigen, in der Öffentlichkeit und bei den Kollegen.“ Zwar ist die Störung bereits seit den 80er Jahren bekannt und als Krankheit anerkannt. Erst in den vergangenen Jahren richteten jedoch die Medien ihre Aufmerksamkeit auf KDS, sodass die breite Masse davon Wind bekam. Höchste Zeit, denn es gibt Handlungsbedarf. 1,7 bis 1,8 Prozent der deutschen Bevölkerung sind laut aktuellen Studien betroffen. 25 Prozent von ihnen versuchen, sich aufgrund ihrer Sorgen ums Aussehen das Leben zu nehmen. „Das sind alarmierend hohe Zahlen“, warnt die Psychologin.

Neben der Diagnostik und Behandlung liegt ein Schwerpunkt der Spezialambulanz in der Forschung. So nah wie möglich an den Patienten wollen Buhlmann und ihre Kollegen auch sich selbst und ihre Arbeit evaluieren und untersuchen, wie die Therapie besser und effektiver gestaltet werden kann.

Derzeit laufen zwei Online-Umfragen: Eine will den Zusammenhang zwischen körperdysmorphen Symptomen und ästhetischen Operationen klären, eine zweite beschäftigt sich mit dem Zusammenspiel von KDS und

AMBULANZ FÜR KÖRPERDYSMORPHE STÖRUNGEN

Die Spezialambulanz für körperdysmorphe Störung ist Teil der Psychotherapie-Ambulanz am Institut für Psychologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Anlässlich der Eröffnung findet am 5. Dezember ein Symposium zum Thema „Neurobiologie und Behandlung der körperdysmorphen Störung – State of the Art“ statt. Weitere Infos zum Symposium und zur Ambulanz finden sich unter

> www.uni-muenster.de/KDSAmbulanz oder kdsambulanz@uni-muenster.de

der eigenen Emotionsregulierung. „Hier geht es darum, wie Emotionen so verändert werden können, dass es den Patienten in belastenden Situationen besser geht“, erläutert Ulrike Buhlmann.

„Wenn ich nicht perfekt aussehe, bin ich nicht gut genug und kann nicht glücklich sein.“

Kommt jemand zu ihr in Behandlung, steht nach einem ausführlichen Erstgespräch die Diagnostik im Vordergrund. „Wir analysieren, welche Symptome vorliegen und entwickeln ein so genanntes Störungsmodell“, sagt Ulrike Buhlmann. Auch eine genetische Vorbelastung durch Zwangsstörungen oder Zwangsspektrumsstörungen (etwa zwanghaftes Haarausreißen) innerhalb der Familie seien Auslöser für KDS und müssten abgeklärt werden.

In der KDS-Ambulanz sollen sich die Patienten durch Verhaltenstherapie zum eigenen Therapeuten entwickeln. „Wir schauen uns genau an, welche negativen Gedanken der Betroffene über sein Aussehen hat und wie diese ausgelöst werden. Häufig haben wir es mit sehr perfektionistischem Denken zu tun“, erklärt Ulrike Buhlmann. „Wenn ich nicht perfekt aussehe, bin ich nicht gut genug und kann nicht glücklich sein“, dies sei ein typischer Gedankengang. Analysiert werde darüber hinaus das Verhalten der Erkrankten: Welche Rituale gibt es, etwa häufiges „In-den-Spiegel-Schauen“, das ständige Überprüfen des Aussehens oder ritualisiertes Auftragen von Make-up? „Zum Krankheitsbild gehört auch Vermeidungsverhalten“, sagt die Therapeutin. „Einige meiden soziale Kontakte komplett, andere zumindest den Blickkontakt.“ In den Sitzungen untersucht die Psychotherapeutin gemeinsam mit den Patienten, inwiefern diese Verhaltensweisen die Störung aufrechterhalten. „Wir wollen, dass der Betroffene versteht und nachvollziehen kann, warum wir was in der Therapie tun.“

Auch den natürlichen Umgang mit dem Spiegel und dem eigenen Spiegelbild übt Ulrike Buhlmann mit ihren Patienten. Sie sollen lernen, sich wieder ganzheitlich wahrzunehmen und nicht nur den vermeintlich negativen Aspekt in den Fokus zu rücken. Damit der Blick den Spiegel bald wieder zur Normalität wird. BERNADETTE WINTER

Einen Nobelpreisträger auf einem Spaziergang kennenlernen

Festjahr zu Ehren Gerhard Domagks endet mit Preisverleihung und Foto-Ausstellung

Hätte man Anfang 2014 die Münsteraner per Straßenumfrage auf den Namen Gerhard Domagk angesprochen, ein Großteil hätte wahrscheinlich zwei Antworten parat gehabt: a. Den Mann kenne ich nicht b. Den Namen habe ich schon mal gehört, aber ... Dieser Zustand dürfte sich mit dem nahenden Ende des Jahres erheblich gewandelt haben. Denn während der vergangenen sechs Monate hat die Arbeitsstelle Forschungstransfer (AFO) der Universität Münster eine Vielzahl von meist sehr gut besuchten Veranstaltungen angeboten, die die herausragenden wissenschaftlichen Leistungen des Nobelpreisträgers in Erinnerung gerufen haben.

Einer der Höhepunkte des Domagk-Jahres bildete jetzt den Schlusspunkt der Reihe: Am Geburtstag des vor genau 50 Jahren verstorbenen Pathologen und Bakteriologen hat die WWU erstmals nach zehn Jahren wieder den Gerhard-Domagk-Preis für klinische und experimentelle Krebsforschung verliehen – Preisträger ist der 38-jährige Privatdozent Dr. Daniel Nowak von der Medizinischen Fakultät Mannheim der Universität Heidelberg. Das Preisgeld in Höhe von 10000 Euro wird zu gleichen Teilen von der Bayer Pharma AG, Leverkusen, und der Stiftung „Krebsforschung Prof. Gerhard Domagk“ der Universitätsgesellschaft Münster getragen.

Noch immer besteht die Gelegenheit, sich beispielsweise während eines Spaziergangs durch die Domagkstraße an zwölf Stationen über den Menschen und Wissenschaftler Ger-

hard Domagk anhand von Schaubildern zu informieren. 1925 war der aus Brandenburg stammende Forscher seinem Lehrer Walter Groß an die Universität Münster gefolgt, wo er eine eigene Abteilung für experimentelle Pathologie aufbaute.



Forschte am Farbstoff Prontosil: Gerhard Domagk im Labor. Foto: Bayer AG

Nachdem er 1927 zur I.G. Farbenindustrie AG nach Wuppertal gewechselt war, sprach ihm das Lehrerkollegium des Karolingischen Instituts im Oktober 1939 den Nobelpreis für Medizin zu – Gerhard Domagk hatte die antibakterielle Wirkung des Sulfonamid-Farbstoffs Prontosil entdeckt. Die Nationalsozialisten untersagten ihm, die Ehrung entgegenzunehmen. Erst im Dezember 1947 überreichte ihm der schwedische König Gustav V. die Medaille und die Nobelpreisurkunde – das Preisgeld in Höhe von 100000 Reichsmark war jedoch den Statuten entsprechend bereits verfallen.

Die Veranstaltungsreihe war nicht nur ein Beleg für das große Engagement der AFO-Initiatoren, sondern vor allem für die Bandbreite von Gerhard Domagks Schaffen. So war der Sohn

eines Rektors beispielsweise auch ein sehr an Kunst interessierter Mensch. Vor allem die Malerei hatte es ihm angetan, er pflegte persönliche Beziehungen zu Christian Rohlfs, Otto Dix und Emil Nolde. Im Juli bot die AFO zu diesem Thema einen anregenden Vortrag an.

Parallel dazu präsentierte die Zweigbibliothek Medizin eine Auswahl aller mit und über Gerhard Domagk erschienenen Werke, von ihm veröffentlichten Sachbüchern bis hin zu historischen Fotos. Für großes Erstaunen sorgte dabei ein einzigartiger Walt-Disney-Comic aus dem Jahre 1944, der sich mit der Entdeckung und Vermarktung der „Sulfadruks“ beschäftigt. Wer einen Eindruck davon gewinnen wollte, wie Gerhard Domagks Arbeitszimmer aussah, hatte dazu im Gerhard-Domagk-Institut für Pathologie ausreichend Gelegenheit – inklusive Nobelpreisurkunde und Feier-Frack. Einen wahren Ansturm erlebten Instituts-Direktorin Prof. Eva Wardelmann und ihre Team am bundesweiten Tag des Offenen Denkmals: Den ganzen Tag über nutzten Hunderte Bürger die Gelegenheit zu sonst unmöglichen Einsichten.

Und jetzt ist alles vorbei? Nicht ganz. Wer an überraschenden Einblicken in die Institute in der Domagkstraße interessiert ist, dem sei die Foto-Ausstellung des ehemaligen Magazin-Fotografen und heutigen Design-Fachhochschulprofessors Hermann Dornhege im Westturm des Universitätsklinikums empfohlen. Die Ausstellung mit dem Titel „24 Stunden Domagkstraße“ ist noch bis zum 26. November auf der Ebene 4 zu besichtigen. NORBERT ROBERS

Anzeige



Von führenden Professoren empfohlen!

Die richtigen Bücher fürs Studium – immer bei Poertgen-Herder

Wissenschaftliche Literatur, Fachbücher zu allen Studienrichtungen und praktisch jede Buchempfehlung Ihres Professors. Wir führen, was Sie suchen oder besorgen es ganz schnell. Selbstverständlich beraten wir Sie gerne bei der Auswahl und helfen Ihnen kompetent weiter.

Den optimalen Ausgleich zum Studium bieten viele unterhaltsame und interessante Bücher aus unserem riesigen Sortiment.

Bücher kaufen für Ihre Zukunft. Erleben Sie's.

Poertgen-Herder
Haus der Bücher
Salzstraße 56 • Tel. 0251/49014-0
E-Mail: poertgen-herder@thalia.de

poertgen
herder
HAUS DER BÜCHER

„Es wird viel gähnende Langeweile produziert“

Forschungsprorektor Stephan Ludwig und Ethikbeauftragter Michael Quante über finanziellen Druck und Wertewandel in der Wissenschaft

Verstöße gegen die „gute wissenschaftliche Praxis“, beispielsweise Fälle von Plagiaten und Datenfälschungen, waren häufig Themen der medialen Berichterstattung. Aber wie sieht es jenseits dieser Schlaglichter aus? Welchen Regeln folgt die Wissenschaft heute, welchen Zwängen unterliegt sie? CHRISTINA HEIMKEN sprach darüber mit PROF. STEPHAN LUDWIG, WWU-Forschungsprorektor sowie Leiter des Instituts für Molekulare Virologie, und mit PROF. MICHAEL QUANTE, Ethikbeauftragter der WWU und Professor für Praktische Philosophie am Philosophischen Seminar.

Hat die Grundlagenforschung heutzutage einen schweren Stand?

Ludwig: Der reine Erkenntnisgewinn ist heute genauso wichtig wie vor 100 Jahren. Oft wird jedoch verlangt, dass unsere Forschung möglichst unmittelbare Resultate für die Anwendung liefern soll. Aber wenn wir nur die Anwendung im Blick haben, können wir vielleicht kleinere Verbesserungen erreichen, wir erzielen so keine großen Erkenntnisprünge.

Quante: Die Gewinne, die aus Bildung erwachsen, sind nicht zu beziffern. Ich halte die derzeitige Anwendungsorientierung in der Forschung für einen kurzfristigen Trugschluss.

Die Marktlogik gibt auch vor, dass Wissenschaftler heutzutage viel publizieren müssen – gerade junge Wissenschaftler müssen beizeiten zusehen, dass sie ihre Ergebnisse in Fachzeitschriften unterbringen. Bleibt da die Qualität auf der Strecke?

Quante: Die Wissenschaftskulturen haben sich sehr verändert. Was vor 100 Jahren in der Philosophie eine Doktorarbeit war, das würde heute maximal noch für einen Masterabschluss reichen. In einer Fächerkultur, in der viel publiziert wird, werden aber auch viele Texte produziert, die zu Recht niemand liest. Als langjähriger Mitherausgeber eines englischsprachigen Journals weiß ich, dass selbst in Fachzeitschriften viel gähnende Langeweile produziert wird.

Ludwig: Das stimmt, und da sehe ich die Wissenschaftler in der Pflicht. Man muss als Forscher darauf achten, dass die Ergebnisse, die veröffentlicht werden, eine gewisse Wertigkeit haben. Da sind beispielsweise bei Doktorarbeiten auch die Betreuer gefragt. Solange dieser kritische Blick erfolgt, sehe ich den sogenannten Publikationsdruck nicht als kontraproduktiv für das System Wissenschaft an, zumal auch Forschungsförderungsorganisationen wie die



Gerade Doktoranden und junge Wissenschaftler stehen unter Veröffentlichungsdruck.

Deutsche Forschungsgemeinschaft mittlerweile Qualität statt Quantität einfordern. Es gilt aber auch: Wenn eine Doktorarbeit im natur- und lebenswissenschaftlichen Bereich keine Publikation in einer Fachzeitschrift erbringt, muss man sich die Frage stellen, ob die Erkenntnisse den Anforderungen gerecht werden.

Die finanzielle Grundförderung der Forschung geht immer stärker zurück, stattdessen hängen viele Projekte von Drittmittelförderungen ab. Gibt es ohne Veröffentlichungen keine Finanzierung?

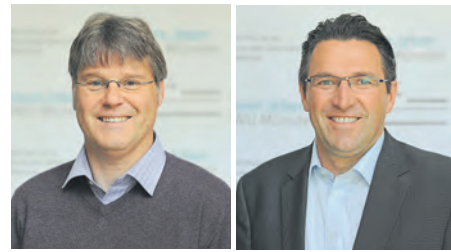
Ludwig: Um Drittmittel zu erhalten, muss man einen detaillierten Arbeitsplan einreichen und ist diesem verpflichtet, sodass es nur wenig Raum für Kreativität gibt. Stattdessen wird eine zeitnahe Veröffentlichung der Ergebnisse erwartet, von der gegebenenfalls die weitere Förderung abhängt. Dieser Trend, Förderungen für befristete Projekte zu erhalten, sorgt dafür, dass sich das Hamsterrad immer schneller dreht.

Die Wissenschaftler spielen also nach den Regeln der Geldgeber?

Quante: Wir erleben hier eine indirekte Form von Druck. Geldgeber sind eher bereit, Projekte zu fördern, die sich den als dringlich erlebten Fragen der Forschung widmen. Wirklich innovative Projekte haben manchmal schlechte Karten, weil die Förderer erst viel später verstehen, dass jemand auf dem richtigen Weg war und ein wichtiges Ziel verfolgt hat. Es gibt beispielsweise auch politisch motivierte Ausschreibungen. Wissenschaftler rennen diesen Geldhappen häufig hinterher und lassen sich die Themen vorgeben.

Wenn die Fragestellung vorgegeben ist, beißt sich das aber mit der inneren Motivation der Forscher, ihrem Erkenntnisinteresse.

Nicht nur die Fragestellung kann ein Problem sein, sondern auch das Studienergebnis. Bei Wissenschaftlern sind Resultate, die die Ausgangshypothese nicht belegen, häufig nicht gern gesehen. Solche Publikationen fördern das Renommee wenig, Fachzeitschriften nehmen sie zum Teil gar nicht erst an.



Prof. Michael Quante und Prof. Stephan Ludwig

Ludwig: Es gibt aber inzwischen Ansätze, gegenzusteuern. Ein Beispiel: Lange Zeit konnte man einen genetischen Faktor, der bei Mäusen verändert wurde, nur publizieren, wenn sich die Veränderung zum Beispiel auf das Verhalten oder die Gesundheit der Tiere auswirkte. Für Wissenschaftler ist es aber auch wichtig zu wissen, welche Faktoren keinen sichtbaren Effekt haben. Heute gibt es Fachzeitschriften, die auch solche Studien annehmen. Dieser Trend setzt sich fort. Zum Beispiel gibt es Open-Access-Zeitschriften, die jede Studie veröffentlichen, solange sie technisch einwandfrei gemacht wurde. Die Bewertung, wie relevant die Studie ist, überlassen sie der wissenschaftlichen Gemeinschaft.



Fotos: picture alliance/Westend61 und MEET

Quante: Die Debatte über Forschungsergebnisse kann man mit drei Begriffspaaren führen. relevant/irrelevant, von dem Herr Ludwig gerade sprach, ist eines davon. Das zweite ist erwünscht/unerwünscht. Nehmen wir eine von der Pharmaindustrie gesponsorte Studie, bei der herauskommt, dass ein Wirkstoff keinen Effekt hat. In den USA haben die Geldgeber rechtlich die Möglichkeit, die Publikation zu verhindern. Das ist in Deutschland undenkbar. Hier ist es eine wichtige Bedingung, dass auch solche aus Sicht des Auftraggebers unerwünschten Ergebnisse publiziert werden. Das dritte Begriffspaar lautet: erwartbar/irritierend.

Ludwig: Ich möchte eine Lanze für irritierende Ergebnisse brechen. Denn es ist zumeist das Unerwartete, das uns am Ende weiterbringt.

Um weiterzukommen, greifen Wissenschaftler aber manchmal auch zu anderen Mitteln.

Ludwig: Wenn man jetzt mal wissenschaftliches Fehlverhalten ins Spiel bringt: Lässt man bei einer Publikation Daten weg, die nicht ins Bild passen, ist das ein klares Fehlverhalten. Das Fälschen von Daten ist eine kriminelle Aktivität, die nichts mehr mit Wissenschaft zu tun hat. Zum Glück reden wir aber über einen verschwindend geringen Anteil an Arbeiten.

Quante: Genau. Trotzdem ist die Debatte über wissenschaftliches Fehlverhalten extrem wichtig für jede Universität. Was mich stört: Derzeit wird versucht, gesellschaftlich – auch medial inszeniert – eine Kultur des Misstrauens zu etablieren. Man traut der Atomlobby zu, sich selbst beim Ausstieg zu kontrollieren, aber in der Wissenschaft wird aufgrund von einigen Fällen von

Fehlverhalten so getan, als funktionierten die internen Kontrollmechanismen nicht. Das ist eine gigantische Fehlannahme in der Öffentlichkeit.

Für Laien ist es manchmal aber auch schwer, die ungeschriebenen Gesetze der Wissenschaft zu durchschauen. Woher soll ein Außenstehender wissen, dass Dokortitel nicht gleich Dokortitel ist?

Quante: Wir haben Fächer, in denen der Dokortitel letztendlich nichts mit Wissenschaft zu tun hat, sondern als eine Art Weiterqualifikation der Logik von Chancen im Berufsleben folgt. Das ist ein Problem, für das wir zum Schutz aller Beteiligten eine vernünftige Lösung finden müssen. Ich sehe aber noch einen weiteren Knackpunkt bei der Promotion: Wir haben durch die Bolognaform und die starke Strukturierung des Studiums viele Freiräume abgeschafft, auch in der Doktorandenausbildung. Es geht um Effizienz und Schnelligkeit, nicht um Persönlichkeitsentwicklung – um Ausbildung, nicht um Bildung. Dabei lebt Wissenschaft gerade von diesen Qualitäten, die wir so nicht fördern.

Ludwig: Genau, die Persönlichkeitsausbildung eines Wissenschaftlers ist ein wichtiger Aspekt, der uns über viele Probleme hinweg helfen könnte. Ich sehe aber leider, dass es derzeit eher in die Gegenrichtung läuft. Heute wird eine Doktorarbeit oft als eine Art Job angesehen. Wenn man sie als Job sieht, kann sie jedoch eine Qual werden. Eine Doktorarbeit ist schlecht bezahlt und sehr aufwendig. Das kann man nur gut aushalten, wenn man mit Begeisterung dabei ist.

Mitarbeiter schätzen Umarmungen und Schulterklopfen

Organisations- und Wirtschaftspsychologen helfen Firmen bei der Personal- und Unternehmensentwicklung

Ein Schulterklopfen, die Rede vor versammelter Mannschaft oder das Welcome-Päckchen mit kostenloser Fitness-Studio-Mitgliedschaft: Welche Gesten ihres Arbeitgebers motivieren Angestellte ganz besonders? Es sind Fragen wie diese, die die Organisations- und Wirtschaftspsychologen der Universität Münster gemeinsam mit Praxispartnern erforschen. Manchmal mit erstaunlichem Ergebnis, wie eine daraus entstandene Bachelorarbeit zeigt: Überraschend viele Befragte gaben an, dass sie nonverbale Gesten wie Schulterklopfen oder Umarmungen als besonders motivierendes Lob empfinden. „Darüber bin ich in der Literatur so noch nicht gestolpert“, kommentiert Dr. Meinald Thielsch.

Solche Erkenntnisse schätzt der Mitarbeiter der Transferstelle „BFO – Beratung und Fortbildung für Organisationen“ an der Zusammenarbeit mit Unternehmen – und nimmt sie als Anlass für umfangreichere Studien. „Für die angewandte Psychologie braucht man echte Projekte“, sagt Meinald Thielsch.

Sie liefern nicht nur neuen Forschungsinput, sondern nutzen auch Studierenden: zum Beispiel, indem angehende Wirtschaftspsychologen in Projektseminaren theoretisches Wissen auf echte Fälle anwenden, in Bachelor- oder Masterarbeiten über ein Thema aus dem Berufsalltag schreiben oder bei Bewerbungen auf die mehr als 200 Unternehmenskontakte der Transferstelle zurückgreifen können.

Auch die Praxispartner profitieren: Mit der Werbeagentur „Meuter und Team“ aus Gescher arbeitet Meinald Thielsch seit zehn Jahren zusammen. Alles begann mit einer Expertise zu einer neuen Software, die die Agentur entwickelt hatte. Über einen Mitarbeiter hörten sie von Meinald Thielsch, der sich damals in seiner Dissertation mit dem Thema Ästhetik von Websites beschäftigte.

Die Zusammenarbeit setzte sich fort mit Projekten und der Kooperation für Studien wie der Untersuchung zur Mitarbeitermotivation. „Wir profitieren vom starken Anwendungsbezug der Forschung in der Transferstelle“, betont Agentur-Inhaberin Anja Meuter. Durch die Zusammenarbeit mit den Organisationspsychologen der WWU könne sie Kunden fundierter und wissenschaftlich abgesichert beraten, etwa beim Thema Wahrnehmung von Werbung. „Damit haben wir eine höhere Glaubwürdigkeit.“

Aber auch für die Studierenden sieht Meinald Thielsch entscheidende Vorteile in der regen Zusammenarbeit mit der Wirtschaft: Sie hilft, ihnen theoretisches Wissen praxisnah zu vermitteln – beispielsweise im Seminar „Personalauswahl: Recruiting und Assessment“, das dieses Wintersemester in Kooperation mit der Werbeagentur stattfindet. Meuter und Team liefert den Studierenden einen echten Fall, die Stellenausschreibung eines Webdesigners. Dafür gibt die Agentur verschiedene



Die Studierenden präsentieren Agenturen und Unternehmen ihre Ergebnisse.

Merkmale vor, die der geeignete Bewerber mitbringen soll: Ausbildung, Persönlichkeit, Softwarekenntnisse.

Die Studierenden lesen Fachartikel und erarbeiten anschließend verschiedene eignungsdiagnostische Methoden, mit deren Hilfe die Agentur geeignete Bewerber finden kann, darunter etwa Auswahlinterviews oder Assessment Center. In zwei weiteren Personalauswahlseminaren geben Unternehmen aus Industrie und Verwaltung den Studierenden vergleichbare Aufgaben.

„Je nach gesuchter Position kommen unterschiedliche Verfahren zur Anwendung“, erläutert Organisationspsychologin Meinald Thielsch. Dabei hänge es auch davon ab, wie viel der potenzielle neue Mitarbeiter das Unternehmen koste. Bei Auszubildenden lohne es sich beispielsweise nicht, ein sehr kostspieliges Auswahlverfahren anzuwenden – zu kurz sei die Verweildauer im Unternehmen, zu gering die Lohnkosten. Engagiere das Unternehmen dagegen für eine hochdotierte unbefristete Stelle einen Mitarbeiter, der ungeeignet ist, bezahle dies ein Unternehmen meist teuer, etwa durch dessen unzureichende Leistung.

Den Praxispartnern diese Erkenntnisse zu vermitteln, ist ein besonderes Anliegen der Transferstelle – auch, um für die von ihr ausgebildeten Wirtschaftspsychologen zu werben. Zum Seminarabschluss präsentieren die Studierenden stets ihre Konzepte vor den Praxispartnern, die die Ideen begeistert meist aufnehmen. „Doch die Umsetzung gelingt längst nicht allen, denn gerade der regionale Mittelstand hat dafür nur wenige Ressourcen übrig“, weiß Meinald Thielsch. Er hofft, mit den Wirtschaftskooperationen ein Bewusstsein dafür zu wecken, wie wichtig qualifizierte Personal im Unternehmen sind. „Der demografische Wandel verstärkt den Wettbewerb um qualifizierte Fachkräfte. Wer auf eine gute Personalauswahl legt, hat in den nächsten Jahren die Nase vorn!“ JULIETTE POLENZ

Anzeige

Digitaldruck

• Diplomarbeiten • Prospekte • Postkarten
• Visitenkarten • Flyer • Einladungen

Bei Bedarf bekannt
Frank & Franke

Friedrich-Eberl-Straße 118 • 48153 Münster • www.franke-franke.de

Wir bringen Ihre DISSERTATION in Form

Dissertationen Habilitationen

- Formatierung
- Textgestaltung
- Indexerstellung
- Bibliographien
- Korrektur
- Tabellen und Grafiken
- Bildbearbeitung
- Druckvorbereitung

Text & Satz Thomas Sick
www.text-satz.com

INTERNATIONALER
TAG DES FERNSEHENS

„Ich glotz' TV“, exklamierte Nina Hagen und so macht es die ganze Welt. Die UNO würdigt das Fernsehen als bestimmendes Medium des 20. Jahrhunderts am 21. November mit dem „World Television Day“. Die wissen|leben nimmt diesen Tag zum Anlass, um zu fragen, wie es um den Flimmerkasten bestellt ist, ist doch das Internet das prägende Medium des 21. Jahrhunderts. Schauen die Menschen überhaupt noch fern? Und falls ja, wie lange noch?

Vom Zuschauer zum Programmchef

WWU-Kommunikationswissenschaftlerinnen: Das Internet verdrängt nicht das Fernsehen, es ändert aber die Sehgewohnheiten

Das alte Fernsehen ist tot, es lebe das neue Fernsehen! Entspricht dem, was wie eine Werbewebotschaft daher kommt, die Realität in den Wohnzimmern? Wie sieht das „vernetzte“ Fernsehen der Zukunft aus? Oder steckt dahinter nur der Zweckoptimismus einer um Umsatz bemühten Branche?

Im Schnitt sitzt der deutsche Zuschauer täglich rund vier Stunden vor der Flimmerkiste, laut ARD/ZDF-Onlinestudie 2012 genau 242 Minuten. Und das, obwohl uns das in unseren Alltag integrierte Internet durch Smartphone, Tablet und Co. überallhin begleitet. Somit verbringen wir vor und mit dem altherwürdigen Fernsehgerät noch immer die meiste Zeit. Den zweiten Platz belegt das Radio, dem wir 191 Minuten am Tag lauschen. Erst auf den dritten Rang kommt das World Wide Web mit 108 Minuten, gesurft werden also nicht einmal eineinhalb Stunden.

„Das Fernsehen hat nichts an Bedeutung eingebüßt.“

Die Nutzungsanteile zwischen traditionellen und neuen Medien ändern sich gegenwärtig grundlegend. Das zeigen die Ergebnisse einer Untersuchung, die in einem Zeitraum von fünf Jahren am Institut für Kommunikationswissenschaft der WWU Münster gewonnen wurden. Die Untersuchung ist Teil des Forschungsprojekts „Das mediatisierte Zuhause“. Darin untersuchen Projektleiterin Prof. Jutta Röser und ihre Mitarbeiterin Dr. Kathrin Friederike Müller, „welche Konsequenzen die steigende Präsenz digitaler Medien, die sich in der Gesellschaft insgesamt beobachten lässt, im Bereich des Häuslichen hat“. Besonders zwei Fragestellungen gehen die Forscherinnen nach: „Zum einen wollen wir wissen, inwiefern die zunehmende Digitalisierung und das neue Medium Internet das soziale Leben der Menschen zu Hause, die Raumnutzung und ihre Kontakte zueinander verändert“, erklärt Kathrin

Müller. Zum anderen stelle sich die Frage, welche gesamtgesellschaftlichen Folgen aus diesen Änderungen resultierten. Eine dreiphasige Studie mit Befragungen von 25 bis 30 Paaren („Paar-Panel“) in den Jahren 2008, 2011 und 2013 lieferte die Datengrundlage. „Wir haben jeweils die Paare zu Hause besucht und befragt. So konnten wir uns von dem Haushalt vor Ort ein besseres Bild machen“, erläutert die Projektbetreuerin. Die Paarangehörigen waren zwischen 25 und 65 Jahre alt.

Auch Änderungen der Mediennutzung wurden registriert. Die betreffen in starkem Maße das Internet: Es hat in den vergangenen fünf Jahren eine wichtige Funktion im Alltag übernommen. 2013 gingen laut Statistischem Bundesamt bereits 79 Prozent der Deutschen (ab zehn Jahren) regelmäßig online. Dieser Anteil dürfte in den nächsten Jahren zwar nur noch wenig steigen, dafür aber die Nutzungshäufigkeit der User pro Tag. Doch was passiert mit den anderen Medien, wenn sich der Gebrauch des World Wide Web 2.0/3.0 immer mehr durchsetzt?

Das Internet sei im Verlauf der Untersuchung tatsächlich zum Alltagsmedium geworden, berichtet Kathrin Müller, die tägliche Nutzung werde zunehmend selbstverständlich. „In 2008 herrschte bei manchen Paaren noch Skepsis, jetzt aber wird das Internet zum Beispiel ganz selbstverständlich genutzt, um Reisen zu buchen oder um mit Familie und Freunden per E-Mail Kontakt zu halten“, berichtet die Kommunikationswissenschaftlerin. Parallel dazu habe die Zahl der mobilen Geräte wie Smartphones und Tablets stark zugenommen und so die Durchdringung des Zuhauses mit Medien weiter gesteigert.

Zu Beginn der Befragungen habe es paarintern Diskussionsbedarf und Konflikte um die Mediennutzung gegeben, besonders wenn es um das Surfen im Netz ging. „Vor einigen Jahren nutzten Männer das Netz stärker als Frauen.“ Danach habe sich das – nicht zuletzt weil das Internet ein Alltagsmedium geworden ist – spürbar geändert.

Gerade die Gruppe der älteren Frauen holte bei der Internet-Nutzung enorm auf.

In puncto Online-Verhalten ließen sich die teilnehmenden Paare drei Gruppen zuordnen: Die erste bilden einige wenige, die dem Internet distanziert gegenüberstehen. Die zweite Gruppe, die den Löwenanteil ausmacht, nutzt das Netz gleichermaßen wie Zeitung, Radio oder Fernsehen, gelegentlich auch zum Online-Einkauf.

Die Angehörigen der dritten Gruppe erweisen

dikal“, resümiert Kathrin Müller. Im Fachjargon spricht man von „Beharrungstendenzen“.

Die sind auch beim Fernsehkonsum der Paare zu beobachten. „Nach unseren Ergebnissen hat das Fernsehen in Zeiten des Internets nichts an Bedeutung eingebüßt“, erklärt die Mitarbeiterin. Daran werde sich in naher Zukunft nichts ändern, so die Prognose der Forscherinnen. Die Suche nach dem Gemeinschaftsgefühl sei das ausschlaggebende Motiv. Es handle sich bei dem



Auch in den Fünfzigerjahren war der Fernseher in jedem deutschen Wohnzimmer der Mittelpunkt für Familien und Paare, um gemeinsam Zeit zu verbringen. Foto: sebastianus/photocase.de

sich als ausgesprochen internetaffin. Sie schaffen zugunsten des Internets sogar mindestens eines der klassischen Medien ab. Oft ist das die Tageszeitung. Die Paare, die sich häufig und gern in sozialen Netzwerken wie Facebook aufhalten, finden sich sowohl in der zweiten als auch in der dritten Gruppe. Aber in beiden Gruppen gibt es Personen, die skeptisch gegenüber dieser virtuellen Kommunikation sind.

Zwar hat das Internet in den fünf Jahren der Untersuchung Spuren in der Mediennutzung der Paare hinterlassen, andererseits gilt auch: „Das große Ganze ändert sich nicht so schnell und ra-

abendlichen Treffen vor dem TV um ein Ritual, mit dem Paare sich gemeinsame Zeit schaffen. Programmanker wie „Tagesschau“ oder „Tatort“ seien dafür wichtig. So fungiere „Fernsehen als Zeit- und Strukturgeber für den Feierabend“.

Ähnlich ritualisiert vollzieht sich die Nutzung von alten und neuen Medien im Tagesverlauf. Morgens zum Frühstück wird die Zeitung aufgeschlagen, im Hintergrund läuft oft das Radio als klassisches Nebenbei-Medium, der Fernseher wird häufig zum Feierabend eingeschaltet. Das Surfen im Internet dagegen verteilt sich über den ganzen Tag, nicht zuletzt der wachsenden Zahl

von mobilen Endgeräten wegen. „Feste Netzezeiten gibt es nicht mehr“, urteilt Kathrin Müller. Festgestellt haben die Wissenschaftlerinnen auch, dass sich das Fernsehverhalten im Single-Dasein, etwa nach einer Trennung eines Paares, plötzlich ändert. „Dann wird das Fernsehen unwichtiger, weil die Freizeit nicht mehr paarorientiert und häufiger außer Haus gestaltet wird.“

Und wie sieht die Zukunft des Fernsehens und der anderen Medien nun aus? Im Grunde weiß das noch keiner. Dennoch sind erste Entwicklungen schon zu erkennen und weitere absehbar. So ist die Verschmelzung von Fernsehen und Internet längst Realität. 2013 waren in Deutschland rund zwei Drittel aller Haushalte mit Flachbildfernsehern ausgestattet. Viele von ihnen sind Smart-TV-Geräte. Mit ihnen lassen sich Web-Inhalte abrufen, so wie auf dem Smartphone TV-Sendungen und Videos angeschaut werden können. Der Zuschauer wird damit unabhängig vom Programmschema des alten, des linearen Fernsehens, jeder wird zu seinem eigenen Programmchef. Eine Entwicklung, die viele jüngere Mediennutzer schon vor Jahren vollzogen haben.

Die WWU-Forscherinnen haben zudem festgestellt, dass die Nutzung von sogenannten Smart-TV-Geräten mit vernetzten Bildschirmen in den Haushalten bisher kaum eine Rolle spielt. „Die Netzfunktionen ihrer Smart-TVs nutzen sie wenig, weil sie ihnen zu bedienungsfreundlich sind. Um trotzdem verpasste Fernsehsendungen mittels Mediatheken nachzuholen, werden eher Tablet oder Laptop genutzt“, berichtet Kathrin Friederike Müller. Statt auf dem Flachbildschirm Fernsehen und Internet zu verbinden, surfen heute viele Paare während des gemeinsamen Fernsehens über Smartphone, Tablet oder Laptop. „Die Nutzung von sogenannten Second Screens ermöglicht es ihnen, eigenen Medieninteressen nachzugehen und gleichzeitig die Gesellschaft des Partners oder der Partnerin zu erleben.“

THOMAS KRÄMER

„Die internetfähigen Fernseher sind in die Wohnzimmer eingezogen“

Medienexperte Stefan Arbanowski über Technikrends im Wohnzimmer und die Verschmelzung mit dem Internet

Nach wie vor ist das Fernsehen das meistgenutzte Medium im Alltag der Bundesbürger. Daran hat auch das Internet bislang nichts geändert. Doch die Medien und ihre Nutzung unterliegen nicht erst seit gestern einem Wandel. Fernsehen und Internet verschmelzen zunehmend miteinander. THOMAS KRÄMER hat DR. ING. STEFAN ARBANOWSKI nach dem technologischen Aspekt dieses Umbruchs gefragt. Er ist Leiter des Kompetenzzentrums „Future Applications and Media“ des Fraunhofer-Instituts für Offene Kommunikationssysteme FOKUS in Berlin.



Stefan Arbanowski

wird das Internet dem Fernsehen den Rang ablaufen?

Die Antwort lautet: sowohl als auch. Die Nutzungsgewohnheiten ändern sich derzeit deutlich. Entscheidend für die Entwicklung ist letztlich immer die Frage: Womit kann man Geld verdienen? Nur weil der Fernseher fünf Stunden läuft, heißt das nicht, dass auch das Programm geguckt wird. Ich denke, es werden auch künftig mehr und mehr parallel andere Medien und Bildschirmgeräte genutzt. Das klassische Fernsehen ist ein Massenkommunikationsmedium und bietet sich für die Verbreitung von bestimmten TV-Klassikern wie Tatort oder Wetten dass... an. Insgesamt wird es eine Verschiebung vom linearen Live-TV zu On-Demand geben. Die Tagesschau ist ein gutes Beispiel, von der können Sie jetzt schon verschiedene Formate zu jeder Tageszeit online sehen. Weitere neue Angebote kommen sicherlich dazu. Wir haben extra zum Mauerfall-Jubiläum eine multimediale HDTV-Anbindung zum Sender Rundfunk Berlin-Brandenburg aufgebaut und dabei soziale Netzwerke eingebunden.

Woran arbeiten Sie in Ihrem Kompetenzzentrum?

Wir beschäftigen uns mit Medientechnologien, insbesondere mit dem Internet, unter anderem mit der Datenübertragung und ihrem Einsatz in der Telekommunikation. Dazu gehören Fragen wie ‚Wie funktioniert Video-on-Demand am besten?‘. Die Sicherheit und Anwenderfreundlichkeit stehen für uns im Vordergrund, zum Beispiel wenn es um die Entwicklung von Internet-Architektur und -Protokollen geht. Bei der Arbeit an den Mediensystemen der Zukunft stehen wir im Gespräch mit der Industrie, ebenso bei der Entwicklung von internationalen Standards. Die Produkte sollen schließlich auch im Ausland verkauft werden.

Wie „smart“ wird das Fernsehen werden?

Der Trend des Smart-TV wird anhalten. Die Standardausstattung der Geräte ist noch sehr einfach und nicht bedienerfreundlich. Darauf werden die Hersteller reagieren. Auch die Inhalte, die bisher fürs Internet gedacht sind, müssen für die neuen Fernseher umgearbeitet werden. Wenn das TV-Gerät zum Computer

wird, wird sich auch der Zuschauer umstellen müssen. Nur einschalten reicht nicht mehr.

Werden mobile Geräte das Fernsehen verdrängen oder sich stärker mit ihm vernetzen?

Auf mobilen Geräten werden zunehmend Bewegtbilder konsumiert. Zum einen in Videoportalen wie Youtube - zum anderen wird das Angebot an professionell produziertem Inhalt wie Filme, das im Netz zu beziehen ist, weiter wachsen. Das funktioniert schon jetzt hervorragend. Es wird eben weniger ferngesehen oder der Fernseher stummgeschaltet.

Welche Innovationen sind in naher Zukunft zu erwarten?

Zurzeit befinden sich die Hersteller in einer Phase der Konsolidierung. Die internetfähigen Fernseher sind in die Wohnzimmer eingezogen, nun werden alle Geräte auf absehbare Zeit schöner. Neu auf dem Markt sind 4K-Fernseher mit vierfacher Bildschirmauflösung. Sie bieten ein besseres Bild als HD, aber nur dann, wenn der Betrachter nicht zu weit vom Bildschirm entfernt ist.

FERNSEHEN IM LAUFE DER ZEIT



1939: Der sogenannte Einheitsempfänger E1, von der deutschen Industrie gemeinschaftlich entwickelt, kommt auf den Markt.

1950: Nach dem Zweiten Weltkrieg geht der Nordwestdeutsche Rundfunk in einem Bunker in Hamburg auf Sendung. Im gleichen Jahr folgt der Zusammenschluss zur ARD.

25. August 1967: Willy Brandt eröffnet auf der Berliner Funkausstellung per Knopfdruck offiziell den Start des Farbfernsehens in Deutschland.

1984: Mit RTL und PKS (heute Sat.1) starten die ersten Privatsender.

1991: Mit Premiere nimmt der erste deutsche Bezahlsender den Betrieb auf.

2003: Das digitale terrestrische Fernsehen (DVB-T) geht auf Sendung.

Noch immer ist das Fernsehen in Deutschland das beliebteste Medium, wenn man die tägliche Nutzungsdauer betrachtet. Erwarten Sie, dass das in Zukunft so bleibt, oder

NEU
ERSCHEINUNGEN
AUS
DER
WWU



Nachhaltigkeit in Münster. Studierende oder Normalbürger: Resource für eine zukunftsfähige Stadtentwicklung? Reihe: Münsteraner Schriften zur Soziologie, 192 Seiten, 29,90 Euro. Von Dieter Hoffmeister, Björn Wendt, Luigi Droste (Hg.), unter Mitwirkung von Matthias Hellmich, Hendrik Weinekötter, Sebastian Lohkemper, Barbara Wormuth,

Immer mehr Menschen teilen die Überzeugung, dass die Grenzen des Wachstums näher rücken. Dies wirft auch für Kommunen und Regionen die Frage danach auf, wie es um ihre Zukunftsfähigkeit bestellt ist. Ob Klimawandel oder Ressourcenknappheit, demografischer Wandel oder Finanzkrise: Zur Bewältigung all dieser Probleme bedarf es einer umfassenden gesellschaftlichen Transformation und aufgeklärter, mündiger Aktivbürger. Und wo sollen diese zu finden sein, wenn nicht in einer Stadt wie Münster mit ihren über 50000 Studierenden? Vor diesem Hintergrund befragt das Institut für Soziologie der Universität Münster Studierende und Normalbürger zum Thema Nachhaltigkeit, veranstaltete eine Tagung zu nachhaltigen Stadtentwicklung – und gelangte dabei zu überraschenden und unerwarteten Ergebnissen.

Passagen - Transitions – Hyper, 192 Seiten, 24,90. Von Siegfried J. Schmidt

Es ist ein Künstlerbuch, bestehend aus 18 inhaltlich und formal sehr unterschiedlichen Kapiteln, die wissenschaftliche und essayistische Texte dichterischen und künstlerischen Arbeiten gegenüberstellen. Was entsteht, ist ein so noch nicht gesehenes Kontinuum zwischen Wissenschaft und Literatur beziehungsweise Kunst. Bei den meisten Texten und Bildern handelt es sich um Kopien bereits existierender Publikationen seit den 1970er Jahren. Insofern herrscht das Prinzip der Collage. Die Ästhetik des gesamten Bandes ist die der Kopie beziehungsweise der Kopie der Kopie.

Immer noch mit Sendungsbewusstsein

Nach 17 Jahren als Direktor des Instituts für Sportmedizin genießt Klaus Völker seinen Ruhestand

Draußen ziehen die Gebäude der Sportmedizin, der Fußballplatz, die Leichtathletikanlage entlang des Horstmarer Landwegs vorbei, als Prof. Klaus Völker plötzlich die Stille bricht. „Ein wenig komisch ist es schon, jetzt hier entlang zu kommen.“ 17 Jahre lang fuhr er als Direktor des Instituts für Sportmedizin des Universitäts-Klinikums Münster täglich diesen Weg, jetzt nur noch sporadisch. Denn Klaus Völker ist seit Kurzem emeritiert – doch Ruhestand sieht anders aus.

Ganz leicht fällt es ihm nicht, sein Institut in andere Hände zu legen. Es geht ihm dabei jedoch nicht um seine Person, es geht ihm um die Sache. „Die Universität gibt einem für eine gewisse Zeit ein Rappchen, und das darf man rasseln nach eigenem Stil und eigener Richtung. Irgendwann rasselt der Nachfolger dann in einem anderen Rhythmus. Das fällt mir schwer, nicht aber, dass ich raus bin“, erklärt der gebürtige Ostwestfale. Langeweile wird ihn ohnehin nicht überkommen. „Zum 60. Geburtstag haben mir meine Freunde einen Golfschläger geschenkt“, erzählt Klaus Völker, als ob er sich dafür schämen müsse. Pro Woche schafft er nun mindestens eine 18-Loch-Runde. Obendrein macht er Krafttraining, geht joggen, spielt Tennis. Kein Wunder also, dass der großgewachsene 66-Jährige noch immer von imposanter Statur ist. Nur die Stunden im Becken hat der ehemalige Schwimmer inzwischen reduziert. „In Münsters Stadtbädern kommt mir spätestens nach der dritten Bahn jemand in die Quere.“

„Es war schwer für mich, aus Köln wegzugehen. Die Hochschule war wie meine Familie.“

Dabei war das Schwimmen schon zu Studienzeiten seine große Leidenschaft, auf regionaler Ebene gewann er sogar „ein paar Blumenpötte“, wie er bescheiden sagt. 1969 begann er das Lehramtsstudium in Köln mit den Fächern Sport und Mathematik. „Doch die Beschäftigung mit den Zahlen habe ich nach drei Semestern unterbrochen – die Unterbrechung dauert bis heute an.“ Ein Grinsen huscht bei dem Satz über das Gesicht des bekannten Sportmediziners.

Eine zweisemestrige Episode Germanistik machte dem jungen Lehramtsanwärter zwar Freude, doch die ganz große Liebe wurde auch das nicht. Die Stadt Köln hingegen hatte sein Herz schnell erobert. Alle seine Freunde gingen nach dem Abitur jedoch nach Paderborn oder Münster. „Paderborn war politisch schwarz und konservativ, Münster im Vergleich bestenfalls anthrazit.“ Er wollte es bunt und ging an den

Rhein. Mit dem Sportlehrer-Diplom in der Tasche bewarb er sich 1972 auf eine Schwimm-Dozentenstelle an „seiner“ Sporthochschule und gleichzeitig für ein Medizinstudium. „Eine medizinisch-technische Assistentin, mit der ich im Rahmen meiner Diplomarbeit zu tun hatte, sagte einmal, dass Medizin doch was für mich wäre. So bin ich überhaupt darauf gekommen. Ich hatte schließlich noch das schlechte Gewissen, Mathe und Germanistik nicht fertig studiert zu haben.“

Er bekam sowohl die Dozentenstelle als Schwimmlehrer als auch den Platz als Medizinstudent. Neben dem Studium unterrichtete er 18 Semesterwochenstunden Schwimmen. Ein strafes Programm, was ihn aber nicht davon abhielt, auch die Vorzüge der geselligen Quartiers-Kultur der Metropole zu genießen. Das Ziel geriet jedoch nie aus den Augen: Ende der 70-er Jahre approbierte er, kurz darauf folgte die Promotion. 1984 trat er seine Stelle im Institut für Kreislaufforschung und Sportmedizin der Deutschen Sporthochschule unter Prof. Wildor Hollmann an, dessen Vorlesungen ihn schon im Studium faszinierten. „Die Leute kamen aus dem Umland, um ihn zu hören. Er ist eine große Persönlichkeit, ein Nestor seines Fachs“, erinnert er sich.

Die Zusammenarbeit endete ein Jahr nach der Habilitation des Schützlings, der nach 22 Jahren in Köln dem Ruf aus Dortmund folgte. „Es war schwer für mich, aus Köln wegzugehen. Die Hochschule war wie meine Familie, wir waren eine tolle Gemeinschaft, und wissenschaftlich ließ Prof. Hollmann uns viele Freiheiten. Eine rundum schöne Zeit.“ Sechs Jahre später von Dortmund nach Münster zu gehen, fiel Klaus Völker dagegen leichter. „Die Voraussetzungen waren andere. Ich konnte nun ein ganzes Institut leiten, in Dortmund war ich Alleinunterhalter. Die Frage, die Stelle abzulehnen, stellte sich gar nicht.“

In Münster prägte er 17 Jahre lang die Forschung, die Praxis und vor allem die Lehre der Sportmedizin. Über allem stand die Titelzeile „Sport als Möglichkeit der Prävention und Therapie von Herz-Kreislauf- und Stoffwechselerkrankungen“. Seine vielfältige Forschung umschloss neben der Prävention weitere Bereiche, zahlreiche Publikationen entstanden aus seiner Feder. „Unser Fach hat sich mit den Jahren gewandelt. Prof. Hollmann war der letzte große Generalist, heute ist alles spezifizierter“, sagt Klaus Völker. Er selbst bezeichnet sich als „halben Generalisten“. Sein Wissen ist breit. Faszinierend ist, dass er die komplexen Zusammenhänge seines Wissens dem größten Laien nicht nur erklären kann, sondern ihn auch dazu bewegt, sich zu bewegen. Seine Seniorprofessur ist



Trotz Ruhestands hat Klaus Völker viel vor. Neben zahlreichen Mitgliedschaften in sportmedizinischen Vereinigungen überlegt er, Fotografie zu studieren. *Foto: privat*

nicht von ungefähr zur Unterstützung der Lehre ausgesprochen worden. „Ich habe ein gewisses Sendungsbewusstsein, und es macht mir Spaß, Leute für dieses Fach zu begeistern. So ein Kniegelenk ist ja eine ziemlich öde Angelegenheit. Es kommt eben darauf an, wie man es vermittelt.“ Für diese Einstellung danken ihm wohl noch heute zahlreiche Zuhörer der Einführungsverlesungen.

Und so fährt Klaus Völker weiter einmal pro Woche den Horstmarer Landweg entlang, um

seine Leidenschaften Sport, Medizin und Lehre zu vereinen. Ansonsten hat er mit seinen Mitgliedschaften in zahlreichen sportmedizinischen Vereinigungen wie etwa der Vizepräsidentenschaft in der „Deutschen Gesellschaft für Sportmedizin und Prävention“ zu tun – aber scheinbar nicht genug. „In meiner Schublade liegen die Unterlagen für ein Fotografie-Studium. Vielleicht hole ich die bald heraus“, verrät er. Mit 66 Jahren, da fängt beim „Unruhestandler“ das dritte Studium erst an. *PJER BIEDERSTÄDT*

Es braucht Elan und Unternehmerblut

Mit dem bundesweiten Förderprogramm „EXIST“ werden Hochschulabsolventen zu Unternehmern

Christine Tesch lebt den Traum, den viele Hochschulabsolventen und Studierende hegen: nach dem Hochschulabschluss ein Unternehmen zu gründen. Seit einigen Monaten ist sie zusammen mit ihren Kollegen Axel Roitzsch und Sophie Schade Gründer der Online-Plattform „Agenturmatching.de“. Was vom Prinzip ähnlich funktioniert wie eine Online-Dating-Plattform, soll es Unternehmen leicht machen, durch ein automatisiertes Verfahren, Agenturen für Kommunikationsaufträge zu finden, die zu ihnen passen.

Die Idee dazu kam Christine Tesch und Axel Roitzsch, als sie wenige Jahre nach ihrem Hochschulabschluss in einer großen Kommunikationsagentur an sogenannten Pitches, also Ausschreibungen von Unternehmen an Agenturen, arbeiteten. „Diese Art von Bewerbungsverfahren ist aufwendig, sowohl für die Agentur als auch das Unternehmen. Beide investieren viel Zeit und Geld mit einem fraglichen Ergebnis“, erklärt Christine Tesch.

Dass sie sich auf Neuland bewegten, stellte das Trio schnell fest. „Wir mussten neu erforschen, nach welchen Kriterien Unternehmen ihre Agenturpartner auswählen. Dabei fragten wir uns, was Vertrauen zwischen den beiden Parteien schafft, was eine erfolgreiche Zusammenarbeit ausmacht“, sagt sie.

Da die Jungunternehmer keinen Investor für ihr Projekt mit ins Boot holen und auch nicht

nebenbei in ihren alten Berufen weiterarbeiten wollten, war klar, dass sie ein Förderprogramm für ihr Projekt benötigten.

Janita Tönnissen von der Arbeitsstelle Forschungstransfer der Universität Münster kennt die Probleme, die das Mammutprojekt „Unternehmensgründung nach der Hochschule“ mit sich bringt. Sie berät Absolventen wie Studierende, die sich mit ihrem eigenen Unternehmen selbstständig machen wollen. „Eine Geschäftsidee gibt es immer, aber viele wissen nicht, wie sie die finanzieren sollen und welche Förderung angeboten wird.“

Christine Tesch und ihren Teamkollegen ging es nicht anders. „Wir haben nach einem Programm gesucht, das zu uns passt und ‚EXIST‘ gefunden“, erzählt Christine Tesch. „EXIST – Existenzgründungen aus der Wissenschaft“ ist ein Programm des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie. Das EXIST-Stipendium wird seit 2007 jährlich rund 300-mal vergeben und hat zum Ziel, Gründungen aus dem universitären Bereich zu unterstützen und den Austausch zwischen Forschung und Wirtschaft zu stärken. Gefördert werden Studierende und Absolventen, die technologieorientierte und

wissenschaftsnahe Projekte umsetzen. Voraussetzung für die einjährige finanzielle Förderung ist, dass die Gründer einen Wissenschaftler an einer Universität als Projekt-Betreuer finden. „EXIST ist unkompliziert: leicht zu beantragen, und das Geld steht den Gründern nach kurzer Zeit zur Verfügung, was in der Anfangsphase wichtig ist“, erklärt Janita Tönnissen.

EXIST war die Chance für Christine Tesch und ihre Mitstreiter, aus „Agenturmatching.de“ ein „richtiges Start-up-Unternehmen“ werden zu lassen. „Wir wollten den Austausch zur Wissenschaft, um unsere Plattform auf solide Ergebnisse zu bauen.“ Durch ihren Abschluss in Kommunikationswissenschaft an der Universität Münster kannte Christine Tesch Prof. Ulrike Röttger und wusste, dass sie mit ihrer Forschung in Vertrauenskommunikation eine perfekte Mentorin sein würde.

Ulrike Röttger ist von der Plattform überzeugt. „Die Idee ist innovativ, und für uns als Wissenschaftler ist es sehr wichtig, den Kontakt zur Praxis zu halten. Beide Seiten profitieren von der Zusammenarbeit.“ An der Universität Münster gibt es bereits einige EXIST-Projekte, die sich am Markt behauptet haben. Für Janita Tönnissen gehört zu einer erfolgreichen Gründung neben einem guten Businessplan vor allem eine gewisse Unternehmerqualität. „Es braucht Elan und Unternehmerblut. Ohne das geht es nicht.“ *JULIA NÜLEN*



Starten durch: Christine Tesch, Sophie Schade und Axel Roitzsch *Foto: Agenturmatching.de*

Anzeige



FRANKS COPY SHOP
in der Frauenstraße

Frauenstr. 28-29 | 48143 Münster | Tel 0251.399 48 42 | Fax 0251.399 48 43

MEDIUM

Mehr als 8.000 Sonderangebote
Restauflagen und Schnäppchen
aus allen Bereichen!

Medium · Rosenstraße 5-6 · Telefon 460 00

www.mediumbooks.de

**Bücher
für Studium und mehr**



RINGOLD

BUCHHANDLUNG AM ERBDROSTENHOF

Ringoldsgasse 1-2 · 48143 Münster
Telefon 0251/43323 · Telefax 0251/43325
ringold@t-online.de · www.ringold.de

Buchhandlung
Schöningh

Inh. R. Neugebauer
Bült 13, Nähe Theater
48143 Münster
Telefon 51 81 17 und 4 03 51
Telefax 444 94

Anzeige

NEU
12/2014
(Auswahl)

Wolfram Kautzky
**LATEIN
für
ANGEBER**

Das Beste
aus der
KURIER
Kolumne
„Nuntii Latini“

LIT

W. Kautzky
Latein für Angeber
72 S., 9,90 €, geb., ISBN 978-3-643-50630-6



HERWIG BIRG
**DIE ALTERNDE REPUBLIK
UND DAS VERSAGEN DER POLITIK**
Eine demographische Prognose

LIT

H. Birg
**Die alternde Republik und das
Versagen der Politik**
220 S., 34,90 €, geb., ISBN 978-3-643-12827-0



W. Pyta/J. Lehmann (Hg.)
Krieg erzählen – Raconter la guerre
176 S., 24,90 €, br., ISBN 978-3-643-12778-5



P. E. Dorsch-Jungsberger
**Papstkirche und Volkskirche im
Konflikt**
512 S., 29,90 €, br., ISBN 978-3-643-12226-1

Alle Neuerscheinungen
und das Programm
finden Sie unter
<http://www.lit-verlag.de>

LIT Verlag
Berlin – Münster – Wien – Zürich – London

Fresnostr. 2
48159 Münster
Tel.: 0251 / 6 20 32-0
E-Mail: lit@lit-verlag.de

Ecuador im Gemeinschaftsraum

Studierende erzählen in Seniorenheimen von ihren Auslandsaufenthalten



Von der weiten Welt erfahren: Die Bewohner des Seniorenheims Friederike-Fliedner-Haus hören regelmäßig Vorträge über die Auslandssemester von Studierenden.

Fotos: Martin Zaune

Der Duft von Bohnerwachs und Kaffee liegt in der Luft. Während Regentropfen gegen die Fensterscheiben prasseln, machen es sich die Bewohner im Gemeinschaftsraum bequem. Einige Nachzügler bewegen sich auf ihre Rollatoren gestützt den aufgereihten Stühlen zu. Eine Pflegerin schafft noch schnell Platz für einen Rollstuhl und eine Seniorin möchte doch lieber hinten sitzen, um ihr neues Hörgerät zu testen. Heute ist Vortragsabend im Seniorenheim Friederike-Fliedner-Hause. Vor den Rentnern steht Julia Seidel, sie wirft einen letzten Blick auf ihre Notizen, bevor sie beginnt.

Die Psychologiestudentin berichtet Senioren ehrenamtlich von ihrem Aufenthalt in Ecuador. Sie ist eine von vielen Studierenden, die am Projekt „Das fliegende Seniorenheim“ teilnehmen. Der Versuch, die weite Welt in Münsters Altenheime zu bringen, ist eine Idee der gemeinnützigen Stiftung „Bürger für Münster“. Gemeinsam mit dem International Office der Universi-

tät Münster organisiert die Stiftung regelmäßige Vortragsnachmittage, bei denen Studierende alten Menschen über ihre Auslandsaufenthalte berichten.

In dem abgedunkelten Gemeinschaftsraum des Friederike-Fliedner-Hauses projiziert Julia Seidel eine Karte von Ecuador an die Wand. Mit ruhiger Stimme erklärt sie den Senioren, warum das Land auch als „Mitte der Welt“ bezeichnet wird. Das Erklären hat Julia Seidel in Ecuador gelernt. Sie hat dort an zwei Schulen als Englischlehrerin gearbeitet, und in die Rolle der Lehrerin schlüpft sie auch an diesem Abend. Dabei musste sie sich erst auf das ältere Publikum einstellen. Eine besondere Rolle in ihrem Vortrag spielen die Bilder. „Früher hatte ich zu viel Text auf den Folien. Ich benutze nur noch große Abbildungen, weil nicht mehr jeder so gut sieht“, erklärt Julia Seidel. Als sie die Fotografie von einem Tukan zeigt, ruft ein älterer Herr „Wellensittich“ – der Saal lacht.

Die Vortragsreihe „Das fliegende Seniorenheim“ soll Abwechslung in das Leben der Bewohner bringen. „Hier sitzen ganz verschiedene Menschen im Raum: Manche können dem Vortrag gut folgen, stellen Fragen, und manche freuen sich einfach, ein paar Bilder zu sehen“, erklärt Dr. Franz Raulf, der das Projekt für die Stiftung betreut.

Bei regelmäßigen Workshops werden die Teilnehmer für ihre Vorträge vor einem älteren Publikum vorbereitet. „Man muss vor allem laut sprechen“, erklärt Julia Seidel. Auch sei die Aufmerksamkeitsspanne kürzer als bei jüngeren

Zuhörern. Daher dauern die Vorträge meist nicht länger als 45 Minuten.

An diesem Abend ist Julia Seidel die Aufmerksamkeit allerdings sicher. Während sie erklärt, wie sie mit den Ecuadorianern einen Schulgarten angelegt hat, ertönen immer wieder Zwischenrufe wie „Schön, dass man das mal hört“ oder „Eine ganz, ganz andere Welt“.

„Man kann nur das gut erzählen, was man auch selber erlebt hat.“

Anschließend lässt die angehende Psychologin verschiedene Souvenirs aus dem Land herumgehen, die die Senioren genau in Augenschein nehmen. „Es ist schön, wenn die Menschen nicht nur etwas zum Hören und Sehen bekommen, sondern auch zum Fühlen“, erklärt Franz Raulf. Als Julia Seidel ein traditionelles, buntes Tuch in das Publikum gibt, wickelt sich eine ältere Dame den Stoff kunstvoll um den Hals und lässt sich von ihren Sitznachbarinnen bewundern.

Begeistert sind die Rentner auch von Ecuadors Natur. Sie sind erstaunt, dass es dort gleich fünf verschiedene Sorten Bananen gibt. Als Julia Seidel erklärt, dass Grillen in Ecuador bis zu 25 Zentimeter groß werden, sind die Rentner zwar beeindruckt, aber auch froh, dass diese Tiere nur in Südamerika leben.

Es ist aber nicht nur die Studentin, die an diesem Abend spricht, auch die Bewohner des Friederike-Fliedner-Haus stellen viele Fragen: Wie steht es um den Lebensstandard und die

Schulbildung im Land? Gibt es überall fließend Wasser und Strom? Geduldig beantwortet Julia Seidel jede Frage, muss aber auch mit manchem Südamerika-Klischee aufräumen: Wie sicher ist das Land? Wie steht es um die Drogenkriminalität? Julia Seidel kann die Vorurteile relativieren, weil sie den Alltag in Ecuador erlebt hat. „Man kann nur das gut erzählen, was man auch selber erlebt hat“, urteilt Rudolph Wilhemini, ein Bewohner des Friederike-Fliedner-Hauses, nach der Veranstaltung.

Nach dem Vortrag begleiten die Pflegekräfte die Senioren auf ihre Zimmer. Aber die drei älteren Damen aus der ersten Reihe möchten noch nicht gehen, suchen das Gespräch mit Julia Seidel. So erfährt sie, dass Lieselotte Höltken einen persönlichen Bezug zu Südamerika hat. „Ich hatte gedacht, in dem Vortrag gehe es um Peru. Meine Tochter lebt dort, arbeitet auch als Lehrerin.“ Ecuador und Peru sind Nachbarländer, und vielfach wecken die Vorträge Erinnerungen an die eigene Vergangenheit.

So entsteht im Gespräch Nähe zu den Menschen. Auch, weil Julia Seidel ihren Vortrag sehr persönlich gestaltet. Auf vielen Bildern ist sie mit Schülern, Freunden oder ihrer Gastfamilie zu sehen, und immer wieder kommt die Frage aus dem Publikum „Sind Sie das auf dem Bild?“

Alle Senioren sind gegangen, und Julia Seidel strahlt. „Im Studium ist man oft doch sehr abgekapselt. Ich finde es schön, wenn verschiedene Generationen zusammenkommen. Das gilt für meine Arbeit mit Kindern, aber auch mit älteren Menschen.“

MARTIN ZAUNE

Warum ich Philosophie studiere ...

„Die Währung des Fachs ist Neugier“

Ich studiere seit etwa fünf Jahren hier in Münster Philosophie. Warum man so etwas tut, ist nicht leicht zu sagen. Eine Begründung wäre eher: „Mach es mal eine Weile, du wirst schon sehen.“

Ich glaube, ein Philosophiestudium ist das, was jemand daraus macht. Modulpläne sind Interpretationsprojekte. Wenn man Philosophie studiert, lernt man viel über das Lernen. Die Währung in unserem Fach ist nicht Klausurwissen, sondern Neugier. Neugier sollte man schon mitbringen, aber durch das Studium lernen wir, unsere Neugier zu lenken, und das führt schnell über in andere Fächer. Ich habe während meines Studiums Mathematik-Workshops besucht, und einmal durfte ich sogar ein 300 Jahre altes Manuskript in die Hand nehmen. Das war wirklich beeindruckend.

Das Wichtigste ist wahrscheinlich, keine Angst vor dem Sprechen zu haben. Philosophie zu studieren bedeutet für mich Kommunizieren. Das muss man nicht von Anfang an können, aber man sollte es lernen wollen. Wir lernen, mit unseren Kommilitonen zusammenzuarbeiten und einander genau zuzuhören. Und wir lernen, unsere Meinung zu begründen und zu erkennen, dass es sogar sinnvoll sein kann, manchmal dem Dozenten zu widersprechen. Wenn es gut läuft, lernen wir respektvoll mit anderen Menschen und ihren Ansichten umzugehen, auch wenn das sicher oft schwierig ist.

Das Schönste am Philosophiestudium ist für mich, dass es immer bei mir ist. Ich laufe hin und her und staune einfach über die Welt, die überall herumliegt.

Monja Reinhart (23)

Gegen Gewalt an Frauen

Aktion zum Gedenktag

Der Internationale Tag zur Beseitigung von Gewalt gegen Frauen findet jährlich am 25. November statt. Das WWU-Gleichstellungsbüro hat diesen Gedenk- und Aktionstag zum Anlass genommen, drei Vorträge zu den Themenbereichen sexualisierte und häusliche Gewalt zu organisieren. Alle Interessierten sind zu der Veranstaltung am 25. November eingeladen. Die Vorträge beginnen um 14.15 Uhr in der Aula im Vom-Stein-Haus, Schlossplatz 34. Außerdem findet von 18.15 bis 19.15 Uhr ein kostenloser Schnupperkurs „Selbstverteidigung für Frauen“ im Box-Judo-Raum der Universitätssporthalle, Horstmarer Landweg 50, statt. Anmeldungen können per E-Mail an Janine Tratzki gerichtet werden (j.tratzki@uni-muenster.de).

www.uni-muenster.de/Gleichstellung

Voll im Trend

Slackline-Anlage für HSP

Der Hochschulsport an der Universität Münster ist A(qua)fitness) bis Z(umba) vielfältig aufgestellt. Nun kommt eine weitere, attraktive Sportmöglichkeit hinzu: Ende November wird die neue Slackline-Anlage am „Sportcampus“ (Horstmarer Landweg) eingeweiht. Sie steht Studierenden und Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Hochschulsports zur Verfügung. Verantwortlich für das neue Angebot, das genau im Trend der Zeit liegt, ist der Förderverein des Hochschulsports Münster. Dieser ließ die Anlage auf dem Sportcampus errichten.

www.uni-muenster.de/Hochschulsport

TOP
TERMIN

10.12.
10.15.

Viele Studierende kennen das: Fast jeder hat schon einmal ein mehr oder minder improvisiertes Referat hingelegt. Um Improvisation und Uni geht es auch bei der Uni-Improshow. Alles, was auch nur im Entferntesten mit Uni zu tun hat, wird von den Improvisationskünstlern durch den Kakao gezogen: Was passiert eigentlich nachts im Schloss? Und wann erfinden Wissenschaftler endlich die aufblasbare Studentenbude? Diese und andere Fragen beantwortet die Kombo vom „Placebotheater“ am Mittwoch, 10. Dezember, ab 20 Uhr im Hörsaal H1, Schlossplatz 46. Als einmalige Show konzipiert, entwickelte sich das Uni-Format zum Dauerbrenner. Die Schauspiel-Profis lassen dabei schlagfertig auf der Bühne von jetzt auf gleich nie gesehene Szenen entstehen und erfüllen dem Publikum jeden Wunsch. Tickets sind an der Abendkasse oder im Vorverkauf bei der Buchhandlung Krüper (Bäckergasse, Frauenstraße) erhältlich. Alle Infos gibt es im Web unter www.placebotheater.de.

DIE NÄCHSTE

wissen | leben
Die Zeitung der WWU Münster

erscheint am
10. Dezember 2014.
Redaktionsschluss ist
der 28. November.